Friedrich Bodenreuth

Das Ende der Eisernen Schar

Reclam

Friedrich Bodenreuth

Das Ende der Eisernen Schar

Zweite Auflage

Mit dem „Polnischen Tagebuch 1939"
und einem Nachwort des Verfassers

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Copyright 1940 by Philipp Reclam jun. Leipzig.

Printed in Germany 1942. Reclam-Druck.

Es schien das Ende

Wie stets frühlings und herbstens fällt auch heute der Abend blutrot auf Böhmen nieder, als sei der Himmel ein magischer Spiegel, der im quadratischen Rahmen der Sudeten wie durch ein Brennglas zusammengerafft sichtbar werden läßt, was sonst, dem alltaggewohnten Auge verborgen, in Deutschlands Osten brennt.

Helge Karg steht am Fenster und blickt in den Brand. Der Häuserblock gegenüber ist ein Brocken alter Lava, die unter dem flammenden Gewölbe des Himmels neu erglüht. Wenn Helge das Gesicht an die Fensterscheibe preßt, scheint es, als leuchte es ihm, gespiegelt, aus der Tür eines feurigen Ofens entgegen.

Augen aus Schlacke, denkt er.

Und er denkt an die Frau, die, scheinbar von allem unberührt und allem enthoben, nur stummer versteinend von Tag zu Tag, auch jetzt der nüchternen Arbeit nachgeht und selbst unter diesem Brand, der die dunkelsten Winkel von Stuben und Kammern durchdringt und sogar die leblosen Dinge mit flackerndem Beben durchsirrt. Plötzlich ist es ihm, als sehe er ihr Gesicht neben dem seinen im Rahmen der Glut.

Augen aus Schlacke, denkt er wieder.

Erschreckt und auf der Flucht vor einem rieselnden Schauer von Angst und Verlassenheit, greifen seine Gedanken nach den Bildern der Söhne: des zweiten, Kurts, fast eines Jünglings schon — und von Hans, des dritten, des Kindes noch. Aber alte Augen auch hier in den jungen Gesichtern!

Doch nein! Nicht: alt. Das Ungewöhnliche, der Ausdruck des frühzeitigen Erkennens von Sendung und Schicksal verdient kein Aburteil in der Gleichsetzung mit dem Verbrauchten.

Urlauberaugen, schon vor dem Eintritt in den Schützengraben!

Augen der Reservisten der Front im Osten, vor dem ersten Einsatz!

Im kindlichen Gesicht bloß schon verratend, was sie einst sein werden: Invalidenaugen, Augen aus Schlacke dereinst!

Aber wie blicken diese Augen inmitten des Kampfes? Sind sie jung — auch sie! —, ein einziges Mal nichts als: jung im Wirbel der offenen Schlacht?

Was für Augen trug Karl im Feld? Wie wird er aussehen, kehrt er endlich heim? Bringt er einen Glauben mit, der aus diesem Brand eine Rettung ins Leben sei? Aus diesem Brand im Osten, Brand am Leben? Wie lange läßt er auf sich warten? Wie oft noch wird Helge Karg an dieses Fenster treten und vergeblich auf diese Straße hinuntersehen, ob er endlich heimkehre, Karl, der älteste und seinem Herzen der nächste Sohn?

Deutschland?

Ach, Deutschland!

Sein Schicksal ist entschieden.

In Böhmens Himmel brennt auch des ganzen Deutschlands Not. Wer löscht Brände des Himmels? Wie die im Osten muß es ganz Deutschland lernen, im Brand zu leben.

Der Krieg ist zu Ende! Ich will bloß den Sohn!

Ja, der Krieg ist zu Ende. Seit Tagen? Seit Wochen? Seit Jahren?

Helge Karg zählt die Zeit nicht mehr. Tage und Nächte sind ohne Unterschied. Allein mit dem Warten auf die Heimkehr des Sohnes erfüllt, bilden sie kein Maß mehr für die Zeit. Es ist wenigstens keine Sorge und kein Bangen um das bißchen Leben des Jungen mehr dabei. Das Gott sei Dank nicht mehr. Seine Nachrichten kommen aus Lübeck, er ist also in Sicherheit. Aber er schreibt nur kurze Karten ohne Bezug auf die Briefe, die man ihm wöchentlich sendet, so als spräche er aus einer Ferne, die dem Herzen für das Wagnis zu groß erscheint, sie mit Innigkeit zu überfliegen.

Der Versuch, selber nach Lübeck zu reisen, nach dem Rechten zu sehen, Karl in dem Kaufhaus aufzusuchen, wo er angeblich eine Anstellung gefunden habe, und beim Chef für ihn um Urlaub zu bitten, scheitert stets an dem Mißtrauen des neuen Staates, welcher den Deutschen die Pässe ins Ausland und ganz besonders für eine Reise nach dem feindlichen Deutschland verweigert.

Auf die oft wiederholten Fragen, ob Karl denn nicht selber den Wunsch hege, nach den vielen Jahren einmal Mutter, Vater, die Brüder, das Haus, die Heimat wiederzusehen, und ob er denn das alles vergessen habe, schweigt Karl.

So steht man denn da, ratlos und verlassen und wie ein Gefangener an dem Fenster der Zelle; steht da, stiert unaufhörlich auf die Straße hinunter und verspinnt sich in der Vergeblichkeit. Wenn dann — wie eben jetzt — die Tür geht, schrickt man zusammen. Das Herz setzt aus, und man wagt es nicht, sich umzuwenden und früher, als er zugemessen, den kleinen Augenblick der Hoffnung zu beenden, daß es doch endlich Karl sei, der da soeben eintritt, und nicht etwa wieder bloß die Frau oder einer der beiden anderen Jungen.

Aber schließlich muß man doch fragen, wer da kam.

Doch Helge fragt nicht: wer ist es, oder: was gibt's. Eine solche Beiläufigkeit läßt die Hoffnung nicht zu, so klein sie auch ist und selbst während sie sinkt. Wenn das Unsagbare geschah, das Unerwartete, das Geschenk: daß wirklich Karl eintrat und jetzt an der Tür wartet, dann soll er doch einen Willkomm in dieser Frage finden können.

„Bist du es?" fragte Helge also, und es klingt wie ein Gruß.

„Ja", empfängt er zur Antwort, aber es sind bloß die Stimmen der Frau und der beiden Jungen wie aus einem einzigen Mund.

Karls Stimme ist nicht dabei.

Nein. Wiederum: nicht.

Helge Karg greift nach dem Fensterriegel als nach einem Halt. Gut, daß die drei nicht erkennen, was mit ihm jetzt vorgeht. Kurt bittet bloß, das Fenster vorläufig geschlossen zu lassen. Gut.

„Vorläufig", wiederholt Kurt. Dann fügt er mit einer seltsam heiseren Stimme hinzu: „Wenigstens bis der Soldat wieder gegangen ist, der vor der Tür wartet."

Ob er ihn einlassen solle.

Also doch: Karl?

Helges Gesicht ist mit einem Schlag jung und straff.

Aber der Kleinere, Hans, hat Augen wie Wagenräder groß und würgt etwas in der Kehle und läuft davon. Und Kurt knickt plötzlich der Schädel gegen die Brust, während er zur Seite tritt und den Feldgrauen einläßt.

In der schäbigen Uniform und mit den schweren Stiefeln wagt es der Fremde nicht, in das Zimmer zu treten, sondern bleibt an der Schwelle stehen und hebt die Hand grüßend an den Zivilhut.

„Ich bin wohl hier richtig bei Kargs?" fragt der Graue. Er wartet keine Antwort ab, sondern schiebt den Rucksack bereits von den Schultern, während er plötzlich entschlossen mitten durch die Stube geradeswegs zum Tisch geht. Dort nestelt er lange an den Schnüren des Sackes herum. „Es war nicht einfach, das Zeug über die Grenze zu schmuggeln", sagt er und legt einen Stahlhelm und eine Uhr auf den Tisch.

Es ist Karls Uhr. Sie erkennen sie alle auf den ersten Blick.

So wird es dann auch Karls Stahlhelm sein, der dort wie eine Faust auf dem Tisch liegt. Die Uhr daneben erscheint armselig. Aber sie tickt.

Und alle hören es, und ein jeder ist mit der Uhr allein.

Endlich sagt der Vater, tonlos, und nur mit dem letzten Atem durch die blauen Lippen hindurch. Sagt bloß:

„Sie tickt noch."

Dann haucht es die Mutter in die gekrümmten eiskalten Finger hinein: „Der Krieg ist doch schon zu Ende."

Später fragt sie, wann das geschah. Und sie sagt: „Das dort", und starrt auf die Uhr.

„Vor vierzehn Tagen", antwortet der Graue. „In Harburg bei Hamburg. Im Kampf gegen die Kommune."

In Harburg?

Und dort liege Karl auch.

So? Dort liegt er auch?

Dort lägen noch andere mehr. Für Deutschland. Und so. Müsse sie wissen.

Und es ist unheimlich, wie ruhig es die Frau sagen kann: „Für Deutschland. — Ja. — Ja freilich."

Sie wünschen, daß der Feldgraue erzähle, wie das mit Karl gekommen sei, aber sie befürchten doch gleichzeitig, daß sie den Bericht noch nicht ertrügen. Deshalb sitzen sie stumm. Kurt drückt sich aus dem Zimmer, holt

ein Glas Wasser, obgleich er keinen Durst verspürt und auch sonst niemand danach verlangt hat.

Endlich ist man soweit, und man könnte eine Frage wagen. Aber der Graue fühlt das, erspart einem das Wort und fängt von selber an.

„Es war im Oktober achtzehn", sagt der Graue. „Der Franzmann hatte uns nicht schlecht zusammengedroschen. Deshalb kam der Rest meiner Kompanie als Geschützbedeckung zu einer österreichischen Schweren. Zur Erholung, hieß es. Jeden Tag gab die Batterie einen einzigen Schuß ab, täglich einen Tropfen nur und weit unter dem Rezept, weil eben die Medizin knapp zu werden begann. Dafür durften wir dann um so fleißiger die Schädel in die Töpfe halten, die uns der Franzmann haufenweise herüberbrummte. Am vierten Tag schmeißt eins von den Biestern neben mir den Dreck hoch, mich in die Grube und dann den Dreck wieder darüber. Prost Lotte, denke ich und will eben das Seelchen auf die Reise schicken. Da buddelt es über mir herum, einer zieht mich gerade im letzten Augenblick noch aus dem Jenseits, bohrt mir den Mist aus Nase und Mund und macht mit meinen Armen die Fisimatenten: 'rauf über den Schädel, 'runter an die Rippen! Bis ich endlich das Danke sagen kann. Seitdem sind wir dann beieinander geblieben, Ihr Karl und ich. So kam es, daß er mir später dann auch den Auftrag gab, den mit dem Helm und mit der Uhr. Wie das bei

unsereinem mit so einem Zeug manchmal vorkam, wenn einer seine Flausen hatte."

Der Graue greift nach der Uhr und hebt sie an das Ohr, obgleich man von weitem hört, daß sie nicht stehengeblieben ist. Vielleicht tut er es bloß aus Gewohnheit so, aber es ist dabei zu viel Besorgnis in seinen Mienen und hernach eine zu große Befriedigung, als er die Uhr wieder an ihren Platz zurücklegt. Er hat die Ellenbogen auf die Tischplatte gestemmt, und sein Blick läßt nicht vom Zifferblatt ab, als wäre es ein Bild hinter Glas. Und als spreche er zu diesem Bild allein, sagt er: „Ich heiße Dengler Josef und bin aus Franken." Und dann sagt er: „Dich kenne ich ja schon."

Helge Karg und die Frau und die beiden Jungen sehen den Grauen mit weiten Augen an. Der Graue fühlt das und kommt durch diese Blicke zu sich. Er merkt erst wieder, wo er sich befindet. Seine Worte mögen wohl unsinnig geklungen haben. Deshalb verbessert er: „Ich meine, daß ich Ihren Karl bereits früher kannte, als er mich." Der Graue kratzt sich verlegen den Nacken. „Wir kannten ja von den Bumsern einen jeden Mann früher als sie uns. Waren ja etwas Besseres, sozusagen, als wir gewöhnlichen Grabenschweine, und wir sahen deshalb aufmerksamer nach ihnen hin."

Der Graue fühlte, daß die vier etwas anderes hören wollten, als was er da zusammenquasselte. Aber er kam an den Brei nicht heran. War auch zu heiß, verdammt noch einmal! Wenn es im Felde einen Kameraden neben einem umlegte, war das gewiß eine Sache, die einen aus den Angeln hob. Aber es geschah doch

schließlich im ehrlichen Krieg, und der Laden hing sich bald von selber wieder auf die Zapfen, wenngleich er hernach auch ärger kreischte als ehedem. Auch brauchte man nachher nicht davon zu reden, wie das zugegangen war.

Das mit Karl war aber nicht mehr im Felde, sondern in Harburg und sozusagen bereits im amtlichen Frieden geschehen. Und mitmachen und nachher erzählen müssen, ist zweierlei. Wenn der Graue den vier Menschen dort die Geschichte so richtig klarmachen sollte, dann mußte er weit ausgreifen. Sie gleichsam erst einmal in die letzten Tage des Krieges hinausholen und dann mit ihnen gleichsam erst wieder zurückwandern ins sogenannte friedsame deutsche Vaterland. Wie sollte man das aber bei Menschen beginnen, welche die ganze Kriegszeit über nur vor einem schwarzen Vorhang in der Angst gelebt hatten, daß er sich einmal auch für sie selber öffnen könnte und sie in das Schwere mit einbezöge, das sich bislang für sie bloß hinter dem Tuche abgespielt hatte? Das Bangen um das Leben von Sohn und Bruder war gewiß auch eine Last, das will man ja auch gar nicht bestreiten. Der Verzicht auf die gewohnten Vergnügungen, auf die Befriedigung des Gaumens, und schließlich sogar ein knurrender Magen waren auch gerade keine Lust. Zugegeben! Wer aber diese Dinge der körperlichen und seelischen Privatwirtschaft, diese — wie hatte Karl sie genannt? — Hinterlandsdinge schon als der Übel höllischeste empfand und sich im Grunde doch bloß in einem Mitleid mit sich selber verspann, wie sollte der noch einen Blick

und ein Verständnis dafür aufbringen, daß es außerhalb seines eigenen Ichs noch etwas Größeres und Schwereres gebe, etwas Wichtigeres und Erhabeneres, vor dem der Anspruch eines einzelnen an das Leben eben leichter als eine Flaumfeder wiegt?

Diese vier Menschen hier sind starr vor Schmerz über den eigenen Verlust. Respekt davor! Gewiß! Aber denkt einer von ihnen, was die Toten verloren, nicht weil sie starben, sondern weil ihnen nachher der Sinn ihres Opfers geraubt ward? Keiner denkt daran. Keiner. Denn sonst stünden neben dem Schmerz auch Erbitterung gegen diesen Raub und Trotz und Entschlossenheit zu Sühne und Strafe.

Daß Soldaten mit Worten so ohnmächtig sind! Jetzt müßten die deutschen Soldaten Engelszungen haben und sie wie Pastoren zu rühren verstehen! Vielleicht wendete sich dann Deutschlands Geschick noch im letzten Augenblick, wo es doch jetzt auf die Schnauze und nicht mehr auf die ehrliche Faust anzukommen scheint. Vielleicht brächte er, Josef Dengler, es dann auch zuwege, diese vier Menschen da aus ihrer Starrheit zu reißen und ihnen begreiflich zu machen, daß es um mehr gehe als um einen persönlichen Schmerz, daß Karls Leben nicht irgendein sentimentales Kapitel der Familiengeschichte sei, das man billig mit Trauer abschließen dürfe, sondern für sie vielmehr eine Verpflichtung und Aufgabe bedeute, die mit Würde und Haltung und mit sehr trotzigem Willen als Erbschaft aufzunehmen und in die Zukunft zu tragen sei. Ja, glitzernde, funkelnde, brennende Worte müßte man haben und eine

Stimme wie ein Operntenor, vor der alles zerschmilzt wie Butter an der Sonne. So aber hat man nur Grabendreck im Hals und dafür, was hinter einem liegt und einen doch in der Zukunft durch das ganze Leben anhängen wird, nur zwei Worte: Vier Jahre.

Und der Graue spricht sie aus und stellt sie mitten in das Zimmer und in den Kreis hinein, wie ein Ding, das alle sehen mögen.

„Vier Jahre", sagt der Graue.

Sonst nichts.

Aber sie sitzen da und regen sich nicht. Sie staunen wohl, aber sie können es nicht erfassen, was der Graue mit den beiden Worten da in Wahrheit gesagt haben will.

Deshalb hebt dann der Graue wieder an. „Ja", sagt er, fährt mit dem Zeigefinger unter der Nase durch und schnellt ihn ins Zimmer, als schleudere er etwas von sich. „Plötzlich sollen diese vier Jahre nichts gewesen sein. Und all das, weshalb man sie auf sich genommen hat, soll ebenfalls nichts gewesen sein. Plötzlich soll alles aus sein. Einfach: aus. Geschütz stehengelassen, Gewehr in die Ecke gehaut und adjüs! Gestern noch ‚Deutschland über alles', und heute ein Mist. Deutschland, Vaterland, Ehre: alles Mist. Was gestern noch so etwas wie ein Held genannt wurde, wird heute ein Verbrecher geheißen. Und zwei Millionen Tote sind bloß idiotische Selbstmörder.

‚Aus den Löchern die Kadaver kratzen', sagt Karl zu mir. ‚Die Knochen in die Seifenfabriken! Kapital, Mensch! Wirtschaft! Alles andere ist Blödsinn.' So

sagt Karl zu mir, als wir spüren, daß der Franzmann zum letzten Sturm ansetzen will. Und er fragt mich, ob ich von Kapital etwas verstünde und von der Wirtschaft, und ob ich etwa daheim jetzt einen Handel mit Seife aufmachen wolle, da ich doch Sachverständiger wäre und den Produktions- und Verbrauchsweg der Ware genau kennte: von der Leiche bis zum Waschtisch.

Nein, sage ich, mein Vater sei ein handfester Bauer und habe vor zwanzig Jahren keinen Schweinehund gezeugt.

Ob wir denn gehört hätten, daß der Adel aus Brandenburg und anderen Provinzen bereit sei, mit dem Kaiser als letztes Aufgebot zu Feld zu ziehen, noch einmal das Kriegsglück zu versuchen und nicht anders zurückzukehren als mit dem Sieg? Ob wir das wüßten, fragt Karl.

Wir hätten zwar keinen verschnörkelten Brief und kein ‚Von und zu' vor den Namen, aber es hätte ein jeder von uns auch gerade keine Wassersuppe in den Adern. Auch unser Blut sei blau, es komme doch bloß darauf an, durch welche Brille man es betrachte. Wo der brandenburgische, der pommerische und sonst noch ein Adel den Fuß hinsetzen wolle, dort sei auch für uns der Aufenthalt nicht verwehrt. Ja, wir wollten diesen Herren den Weg dahin freihalten, wo wir doch schon so weit draußen und augenblicklich sogar vorneweg seien.

‚Gut', sagt Karl. Und wenn Karl zu einem Ding ‚gut' sagte, dann wußte er es auch zu schaukeln. Wir hatten zwar für unsere Rohre keine einzige Bohne

mehr. Aber es kam dann doch so, daß der Franzmann und der Tommi noch einmal vor unseren nackten Spaten und Kolben zurück mußten. Zwei Drittel unserer Leute bissen dabei freilich ins Gras.

Karl sah nachher wie ein Zebra aus, denn er hatte ganze Arbeit gemacht und der Schweiß hatte ihm weiße Streifen ins dreckige Gesicht gewaschen. ‚So', sagte Karl, und für dieses Unternehmen zu guter Letzt trage er allein die Verantwortung, und zeigte mit der Linken auf die Gefallenen und kniff mir gleichzeitig mit der anderen Hand die Muskeln fast vom Knochen. Wenn aber jetzt das letzte Aufgebot nicht bald komme, dann habe er die dreißig, vierzig stummen Kerle hier auf seinem Sonderkonto, und das lösche sich nicht so einfach aus. Mit so etwas auf dem Buckel könne er nicht nach Hause gehen. Das sei für den Rückmarsch in den Frieden hinein ein zu schweres Gepäck. Er bekäme es auch zu Hause nicht von den Schultern herunter. Und damit schlafen gehen, alle Tage, und damit aufstehen, alle Morgen, das gehe nicht an. Das brächte er nicht fertig. Auf so ein Leben kotze und schisse er."

Der Graue schlägt die Hand auf den Stahlhelm, als ob Karls Schädel noch darunter säße und als könnte er ihm damit noch nachträglich die Flausen aus dem Gehirn beuteln.

Der Helm scheppert auf der Tischplatte.

Vielleicht will aber der Graue auch bloß Lärm schlagen, damit es ungehört bliebe, wenn etwa einer der vier dort drüben weich würde und etwas in den Hals zurückwürgen müßte.

„Der Kaiser", fährt der Graue fort, „der Kaiser ließ uns vorerst lange warten, und schließlich kam er gar nicht. Das Geflüster eines feigen Diplomaten lag ihm wahrscheinlich näher und stach ihm tiefer ins Ohr als die ehrlichen Stimmen aus Brandenburg und Pommern und von wo anders her.

Karl hatte nun sein Sonderkonto.

Aber wir andern hatten es mit ihm.

Der Kaiser sei eben bloß ein Kaiser, sagte Karl. Karl war ein harter Kerl, mögen Sie glauben. Aber damals schlabberte ihm die Brühe in den Augen. Manches läßt sich einfach nicht unterdrücken, müssen Sie wissen, auch nicht nach vier solchen Jahren.

Der österreichische Kaiser sei ein junger Bursche, von dem keiner was halte und keiner was erwarte. Aber Wilhelm? Wilhelm, Mensch? — Na, Schwamm drüber, sagte Karl. — Wir verwänden auch das noch. Kaiser sei Kaiser, wir aber brauchten einen Herzog, oder so. Wir müßten also in Deutschland nach irgendeinem suchen, der eben so etwas wie ein Herzog wäre.

Finden Sie erst einmal unter ein paar Millionen den richtigen heraus! — Aber gerade unter Millionen muß es doch einen einzigen Mann geben, wenigstens einen einzigen, dem man glauben kann! Dem man gern gehorchen möchte!"

Plötzlich bricht es in dem Grauen auf. Schmerzhaft. „Man kann doch nur aufhören, ein Soldat zu sein, wenn alles sauber ist, wofür man ein Soldat gewesen ist! — Der Feind hat uns geschlagen. Das ist wahr." Der Graue keucht. „Aber die Heimat rotzt uns an!"

Ich werde doch nicht zu heulen beginnen, denkt der Graue und wischt sich den Schweiß vom Schädel. Dann trommelt er mit den Fingern auf dem Stahlhelm herum: „Deshalb sind wir dann durch ganz Deutschland flamendert. Ja. Und jetzt werden Sie es wohl erraten, weshalb wir nicht nach Hause kommen konnten, Karl und ich."

Allmählich wird der Graue wieder über seinen Atem Herr und zwingt ihn zum Gleichmaß. Dann aber lacht er plötzlich auf, zerschlägt mit dem Spott vielleicht bloß die Scham über die eigene Unbeherrschtheit von vorhin. „Große Worte, wie? Bald wie ein Pfaffe. Aber ich werde das Salbadern bald noch besser erlernen! Sie müssen nur Geduld mit mir haben."

Doch da verstummt der Graue, denn die Augen von Karls Mutter richten sich auf ihn, nehmen ihn gefangen und lassen ihn nicht mehr los. Ihr Blick ist fest, wie Karls, aber auch wieder seltsam anders. Wie etwas, das der Graue einst selber sehr oft um sich gehabt hat, das aber schon so weit zurückliegt, daß der Name dafür inzwischen verlorenging.

„Mein Junge", sagt die Frau, und es ist vielleicht nur der Anfang eines Satzes. Wahrscheinlich will sie bloß eine Frage nach Karl tun, wagt es nur nicht vollends, weil ihre Stimme allzu rauh und mühsam ist. Für den Grauen aber schwingen diese Worte allein und für sich im Raum, dringen tiefer als ins Ohr und sind genug: Mein Junge.

Ihretwegen kann der Graue plötzlich ganz ruhig weitererzählen, ganz ohne Bitterkeit, und eine Last von

sich abtun wie als Kind, wenn dieselben Worte durch einen Schmerz hindurch endlich bis in die Brust gedrungen waren.

Er spricht von Waffenstillstand, Zusammenbruch, Rückzug, Erniedrigung, Soldatenrat, München, Berlin, Breslau, Leipzig, Hunger und vom Ende der Kraft. Er spricht von Soldatennot, aber nicht um der Soldaten willen, sondern damit daran erst die größere Not erkennbar werde, die hoch über aller anderen steht: Deutschlands. Wie ein Sämann greift er in einen Saatbeutel, wahllos, und streut Namen von Ländern hin: Kärnten, Tirol, Schlesien, Böhmen, Brandenburg, Pommern, Posen, Danzig, Westpreußen! Wahllos greift er und streut mit einem jeden der vielen Namen stets gleich die ganze Not des ganzen Deutschlands hin, läßt sie aufgehen und blutrot sein. Dann sagt er: Ebert und Eisner. Er spricht diese Namen so dahin, wie man Menschen nennt, von denen es nichts Sonderliches zu berichten gibt, die man bloß so erwähnt. Aber daß er diese Namen allein und für sich dahersagt, macht es, daß sie den Raum wie Flüche erfüllen. Barrikaden, sagt der Graue. Und Deutschland verbrennt in diesem Wort.

Doch da geht ein Schein über sein Antlitz, scheucht die Runen des Elends und die Greisenhaftigkeit davon hinweg, strafft es und läßt erschreckend erkennen, wie jung dieses Antlitz in Wahrheit noch ist.

„Wir treiben uns gerade im Thüringer Wald herum", sagt der Graue. „Ohne daß wir es merkten, hatte es uns in die Nähe der Heimat gezogen: Karl gegen

Böhmen und mich gegen Franken hin. Im Grunde waren wir schließlich nur den Händen entlang gegangen, die für unsereinen noch ein Stück Brot durch die Türen hielten. Aber wahrscheinlich weisen einen solche Hände immer den richtigen Weg: immer irgendwie in Richtung Heimat hin.

Im Thüringer Wald erfahren wir einmal, so zwischen Dank und Abschied, daß in Schweinfurt ein Offizier vom Pöbel beinahe erschlagen worden sei, weil er es gewagt habe, in einer Versammlung von Ehre und Vaterland zu reden und für eine Freischar zu werben. Mit Mühe und bloß durch einen tollen Handstreich habe er sich durchschlagen können. Jetzt solle er sich in Hammelburg aufhalten.

‚Hammelburg?' frage ich, sehe von der Seite nach Karl hin, ob er es merkt, was ich mit der Frage meine und daß es mir nicht deshalb allein heiß wird, weil ich von dort in der Nähe her bin.

‚Anschauen den Kerl', sagt Karl, und geht sogleich in der rechten Richtung und tut nichts dergleichen, obwohl er von mir dafür die Faust aus Freundschaft und Freude zwischen die Rippen bekommt.

Hammelburg kenne ich wie meinen Hosensack. Wir sind also bald an der Stelle, wo wir hingehören. ‚Fränkisches Bauerndetachement Eiserne Schar Berthold' steht über dem Eingang zum alten Truppenübungslager.

Fränkische Bauern?

Ich muß die Augen mit den Lidern erst blank klappern, bevor ich nochmals lesen und mich überzeugen kann, daß mich kein Zauber äffe. Aber ehe ich noch den

Schnupfen der Rührung in der Nase hochgezogen habe und den Mund auftun kann, hat Karl schon gefragt, ob das der Fliegerhauptmann Berthold sei, der mit dem kleinen Köter und ständig mit der Reitpeitsche, der mit dem Pour le mérite beim Halse 'raus von wegen vierundvierzig Luftsiegen und so. Die Antwort ist kaum halb heraus, haut Karl ab und ich ihm nach, mit Augen rechts am Posten vorbei und schnurstracks zur Anwerbung in die Bude hinein. Als wir dann wieder einen Prügel zwischen den Pfoten spüren, kann sich Karl nicht mehr halten. Die Rührung geht mit ihm durch wie bei einem Jungen am Heiligen Abend. ‚Ist doch wie ein Weib, so eine Knarre! Wie ein Weib, Mensch, und ganz ohne Falsch!' lacht Karl und tätschelt dem Gewehr an der Taille herum. Dabei klappern ihm vor Rührung die Zähne wie Kastagnetten.

Wir üben die Griffe und schinden den Dienst, daß es nur so eine Lust ist. Die vielen Neulinge, meist Frankenjungen frisch von Muttern weg, und nur wenige alte Knochen darunter, fliegen an den Drill wie Mäuse an den Speck. Bald ist aus den zwölfhundert Mann eine Truppe geworden, die den Namen verdient und über die sich der Berthold freuen kann, wenn er in seiner blauen Friedensuniform die Reihen abschreitet. Hatte ja selber noch Jungenaugen, der Hauptmann, und das Bärtchen auf der Oberlippe war noch aus dem ersten Flaum. War aber wie ein richtiger Vater zu uns, der Berthold, und gönnte sich keine Ruhe, obwohl ihm der rechte Arm bei einem Luftkampf zerdroschen worden war und noch in Eiter hing. Weiß der Teufel!

Aber wen der Berthold ansah, der fühlte sich wie neu. Und das ‚B', das wir als Zeichen seiner Schar am linken Rockärmel trugen, hätte einer anzutasten versuchen sollen! Es wäre ihm schlecht bekommen."

Als ob er das Abzeichen schützen wollte, legte der Graue die Rechte auf den linken Oberarm. Suchend tastete er den Ärmel auf und ab. Dann besann er sich: „Ach so!" sagte er. „Weg. — Ist uns in Harburg abgerissen worden. Man kann sich noch immer nicht an den Gedanken gewöhnen. — Aber an der Stelle, wo das Abzeichen einst klebte, blieb die Farbe des Stoffes unverblichen. Ist also noch immer an uns zu lesen, das ‚B'. Bleibt auch weiterhin an einem jeden zu erkennen, der es einmal getragen hat. Selbst wenn der ganze Rock längst bei den Motten ist. Kann gar nicht anders sein." Und nach einer langen Weile sagt er abermals: „Nein, das kann gar nicht anders sein."

Der Graue hatte noch keinen Schluck und keinen Bissen von den Speisen getan, die vor ihm herumstanden. Nun aber neigte er das Glas, sah lange hinein und leerte es dann auf einen einzigen Zug. Scharf setzte er den Becher zurück.

„Die Herren von der Regierung hatten sich mit der Eisernen Schar keinen Rat gewußt", lachte er auf. „War zu viel Disziplin dabei. War zu ordentlich beisammen! Ordnung und Disziplin erschienen ihnen zu gefährlich. Wären uns gern losgeworden, die Herren, besonders nachdem wir in Kissingen den Soldatenrat und die andern roten Großmäuler verjagt hatten. Befürchteten, wir könnten eines Tages auch die Regierung von den

Stühlchen stülpen. Deshalb schob man uns herum: von Hammelburg bis München, von München bis Bayreuth. Wie ein lästiges Möbel.

Eines Tages kam das Gerücht, daß wir auseinandergeblasen werden sollten. Auseinandergeblasen? Wir?

Was sagt der Berthold dazu?

Es heißt, daß er wegen unserer Übernahme in die Reichswehr verhandele. Wir wären dann zwar eine Waffe in der Hand der roten Regierung, aber was solle der Berthold schließlich tun, wenn eine jede andere Hoffnung aussichtslos erscheine und wenn er uns nicht einfach auf die Straße setzen lassen, sondern uns wenigstens ein Brot und ein Dach für die Zukunft sichern wolle. Bei der Reichswehr würden wir auch weiterhin bei der alten Stange und noch so etwas wie Soldaten bleiben können. Und das wäre nicht zu verlachen.

Was für Haare an diesem Gerücht hingen, wußten wir nicht. Aber das eine war sicher, daß der Berthold an diesen Tagen wie ein Gespenst aussah, und das konnte nicht bloß von der Wunde allein herrühren.

Eines Abends, als wir eben die Köpfe zueinandersteckten und meinten, daß es weder mit dem Hauptmann noch mit uns selber auf diese ungewisse Weise weiterginge und daß etwas geschehen müsse, ob so oder so, tritt der Berthold vor uns hin und läßt es sich auf den ersten Blick anmerken, daß er etwas auf der Pfanne hat.

Wir wären ihm zu gut dazu, einigen postenhungrigen Parlamentariern und jüdischen Nichtsoldaten eine Wach- und Schließgesellschaft abzugeben, sagt der Berthold. Da geben wir ihm recht, denn wir meinen das schon lange ebenfalls von uns. Es gebe eine Stelle in der Welt, wo für ordentliche Soldaten und für Deutschland noch etwas ins Gleise zu bringen sei. Wer das unternähme, täte es freiwillig entgegen dem Willen der jetzigen Regierung. Ob wir da hinwollten?

Uns packt das Fieber. Mensch! Ob wir dort hinwollten? Seit wann stellt der Berthold dämliche Fragen?

Die Bolschewisten seien ins Baltenland eingefallen, sagt er. Setzten sie sich dort erst einmal fest, dann stünden ihnen die Türen offen bis zum Rhein, und dann wäre es mit der letzten Hoffnung um Deutschland vorbei. Deshalb kämpfe im Baltenland irgendein Graf von der Goltz und ein Major Bischoff mit einer Eisernen Division und warteten auf die Unterstützung durch sie, die Eiserne Schar. Komm und hilf uns, habe von der Goltz geschrieben. Der von der Goltz sei ein Kerl. Und wenn ein Kerl einen Kameraden rufe, dürfe er es nicht vergeblich tun. Was meinten also die Männer der Eisernen Schar dazu?

‚Nach Kurland!‘ schreien wir, und es macht uns Mühe, auf dem Fleck stehenzubleiben, nicht zu Berthold hinzulaufen und ihn nicht hochzuheben, damit er es noch einmal und vor allen wiederhole, was er eben gesagt hat.

‚Freiwillige vor!‘ befiehlt er.

Da kann sich das Bataillon nicht mehr halten, rennt ihm entgegen, erdrückt ihn fast, muß lachen und rufen,

damit der Hauptmann auch ganz bestimmt wisse und es glaube, daß nicht ein einziger Mann zurückgeblieben sei.

‚Ausrüstung behalten!' gibt der Hauptmann den Befehl. ‚Nur die Waffen abliefern. Sie gehen mit Sammeltransport voraus. Ein jeder Mann bekommt Urlaub. Bestimmungsort: Königsberg oder Tilsit. Verstanden?'

Urlaub? Tilsit? Hören wir recht? Was soll uns ein Urlaub nach Tilsit oder Königsberg?

Doch plötzlich schnappt im Hirnkasten die Feder ein. Mutti wird sich freuen, uns Frankenjungen in Tilsit zu sehen! Alle lachen. Lachen aus vollem Halse und sind außer Rand und Band. Dann halten wir den Schnabel, weil der Hauptmann weitersprechen will.

‚Ihr geht also als Urlauber ab. In Gruppen zu höchstens dreißig. Es kann eintreten, daß man eueren Abmarsch plötzlich zu verhindern sucht. Wenn das zutrifft, dann . . .'

‚Durchschwindeln!' schreien wir. ‚Auf das Militär schimpfen und durchschwindeln!' — Die Lust macht uns die Augen heiß und reißt uns die Arme empor. Und dann ruft es einer: ‚Durchschlagen!' Und dieser Ruf gilt mehr als ein Eid.

Später in Königsberg, als der Hauptmann unsere Reihen durchzählen ließ, hat kein einziger von uns gefehlt.

Wenige Tage nachher sind wir in Zelme, Tittelmünde und Widul. Die Gegend liegt wie ein Brett in einem ewigen Nebel. Der Himmel ist ein Topf voller Wasser und hört nicht auf, es auf uns herunterzuschütten. Straße und Feld sind nicht voneinander zu unterscheiden. Man muß mit den Händen bei den Knien nachhelfen, um die Füße aus dem Morast zu ziehen. Wenn nachts der Frost eine Haut über den Dreck legt, geht es leichter vorwärts. Allerdings muß man dabei gelockert marschieren und behutsam auftreten, damit keiner durchbricht.

Zwei Tage Rast.

Aber das nennt sich bloß so, denn man wird nicht damit fertig, den Schmutz und Unrat aus den Quartieren zu fegen und nachts die Käfer von den Wänden und Dielen zu klatschen. Doch daß die Klamotten wieder einmal trocken werden, ist wenigstens ein Gewinn.

Und dann geht ein Marsch los, daß einem die Zunge bis auf die Stiefel herunterhängt. Die Puste will nicht mehr mit, und das Herz macht seine Sprünge. Wenn man den Berthold sieht, geht es leichter. Das merkt der Berthold und ist überall, vorn und hinten, rechts und links, bei allen Kompanien. Er macht den Weg zehnmal.

Plötzlich kommt eine Nachricht, daß der Feind zwar aus der Olaistellung gewichen sei, nun aber bei Sprianze hinter dem Draht und hinter dem Tirulsumpf hocke. Die Vorhut der Eisernen Division sei allein zum Sturm zu schwach, sie bekomme Feuer in die Flanke. Wenn wir nicht eilten, säße sie in der Zange.

Das wirkt wie ein Faustschlag gegen den Rücken. ‚Weiter!' keucht einer, und wir geben es nach vorn: ‚Weiter!'

‚Weiter!'

Wir torkeln bloß so in der Angst, wir könnten zu spät kommen.

Da taucht es schwarz vor uns auf und greift wie mit Fingern in die Nacht: Türme.

‚Riga!' sagt einer.

Im selben Augenblick hat uns auch schon der Feind im Visier. Es rattert und knallt und pfeift mit tausend Peitschen über unsere Schädel und sirrt und faucht und zischt und blafft und blitzt.

Wir bis an den Leib in den Sumpf.

Vorwärts!

Nur vorwärts!

‚Riga!' schreien wir. Wir meinen Deutschland. Aber wir schreien: ‚Riga!'

Einem kleinen Kerl zersägt es den Leib, wirft ihn seinem Bruder in die Arme. ‚Hauptmann!' schreit er. Schreit nicht nach der Mutter. Schreit: Hauptmann! stirbt und versinkt im Sumpf.

Wir vorwärts!

Nicht einen Schuß aus dem Rohr.

Riga!

Herrgott im Himmel: Riga!

Da ist der Graben!

Hinein in den Graben!

Dem Feind auf den Nacken!

Der Feind wankt. — Wendet sich. — Flieht. Ja: flieht!

Aber wir sind am Ende der Kraft, werfen uns nieder und jagen ihm das Eisen nach, bis der letzte dort drüben in der Nacht verschwunden ist.

Wir liegen mit den Mäulern an der Erde und keuchen in die Erde. Wie heiße Töpfe, aus denen der Dampf ausbricht. Der Bruder des Kleinen von vorhin liegt neben mir und heult sich aus. Aber das höre ich nur allein. Später, als wir uns wieder halbwegs in der Gewalt haben, geht er zum Hauptmann und fragt wie ein schüchternes Mädchen, leise fragt er, fragt: ob wenigstens Deutschland nun endlich Ruhe habe. Das hören alle, aber keiner macht einen Witz dazu.

Der Hauptmann steht aufrecht im Graben. Starrt nach den Türmen von Riga hin, auf die sich der Morgen eben herniedersenkt. Seine Augen liegen hinter milchigem Glas. Er bemerkt es nicht, daß der Mann noch immer hinter ihm steht und auf eine Antwort wartet. Denn sonst spräche der Hauptmann ja nicht aus, was ihn selber bedrückt.

‚Deutschland hat hinter uns die Grenzen gesperrt', sagt der Hauptmann vor sich hin.

Wie?

Grenzen gesperrt?

So mit der Hand rechts herumgedreht?

So einfach?

Grenzen gesperrt?

Wir wissen, was das für uns bedeutet.

O Heimat! denken wir. Und wir sind weit im Osten. Und ein jeder von uns ist plötzlich mit sich ganz allein. Und es ist auf einmal kein Unterschied mehr zwischen uns und den andern, die hinter uns liegen, im Sumpf oder sonstwo unter der Erde."

„Als die Sonne aufging, sangen wir", sagt der Graue heiser.

Karls Uhr auf dem Tisch tickt einen seltsam harten Takt in die Stille, als fordere sie das Lied. Unaufhörlich. Sie will nicht, daß der Graue es verweigere.

Endlich stößt der Graue das Balkenlied vor sich hin, schwer und aus krächzendem Hals, und nur damit die Uhr ihren Willen habe:

„Ihr Brüder, schließt dicht die Reihen,
Und hat die Heimat uns verbannt,
Wir in der Fremde sind die Freien,
Wir sind allein noch Reich und Land.
Wir sind die eisernen Soldaten,
Wir stehn im Osten Wacht und Wehr.
Wir tragen heut auf unseren Fahnen
Das ganze Deutschland und sein Heer."

Die Uhr soll schweigen! Ihr Geticke ist unerträglich, kratzt in den Ohren und höhlt das Herz aus. Der Graue schlägt nach ihr mit der Pranke wie nach einer Fliege.

„Und Karl?"

Die Frage klingt wie ein Aufschrei aus Angst um das Kind, daß es nicht in der Faust des Mannes ersticke wie die Uhr.

Bangt die Frau?

Aber der Graue nimmt keine Rücksicht. Er preßt die Uhr wie eine Zitrone, zischt durch die Zähne: „Wir mußten zurück. Durch den Schnee, über das Eis. Ohne Mäntel, in zerrissenen Schuhen. Blut aus den Löchern.

Als wir nach Ostpreußen kamen, sangen wir wieder. Es war ein Wunder, daß wir noch singen konnten.

Aber wir sangen: Deutschland über alles! — Immer wieder: Deutschland über alles! — Unaufhörlich. — Mit dem letzten Atem. — Mitten in einen jeden torkelnden Schritt hinein. — Wir starben fast daran, aber wir sangen: Deutschland über alles! — Wir hatten ja sonst nichts mehr als dieses Lied. — Darum sangen wir: Über alles in der Welt!"

„Und Karl?" fragt der Vater.

Über alles in der Welt, dachte der Graue. Ist das nicht Antwort genug? Wozu fragt der Alte noch? Muß ich ihm noch erklären, warum er auf seine Briefe an Karl niemals eine ordentliche Antwort bekam? Kann er sich jetzt nicht selber zusammenreimen, daß Karls Anschrift bei dem Freund in Lübeck und die Geschichte von der Anstellung bloß eine Finte war, eine fromme Lüge sozusagen, damit man sich hier zu Hause keine Sorge mache; damit man hier von den Tschechen nicht gefährdet wäre, wenn es herauskäme, daß der Sohn noch immer für Deutschland unter den Waffen stehe; und damit man schließlich nicht selber versuchte, Karl nach Hause zu holen? Unsereiner durfte kein Zuhause mehr haben, keinen Vater und so, auch wenn der Vater noch lebte und wenn man auch noch so sehr an ihm hing. — Wenn der Alte das jetzt nicht von selber versteht, sagen kann ich ihm das nicht, dachte der Graue. Aber er soll wissen, daß es so etwas gibt und daß das mit Herzlosigkeit gar nichts zu tun hat.

„Im Kehdingerland sollten wir abgerüstet werden." Der Graue hackte die Sätze wie bei einer Meldung, deren man sich schnell entledigen will. „Bis Stade roll-

ten wir auf der Bahn, dann gab es vier Stunden Fußmarsch bis Drochtersen. Kein Auge rechts, kein Auge links. Wir hatten auf der Fahrt genug von Deutschland erfahren und brauchten mehr nicht zu wissen, als daß dort vor uns der Hauptmann marschiert. Wir bleiben stehen, wenn er es tut. Marschiert er weiter, marschieren auch wir. Einen anderen Sinn und Zweck hat das Leben nicht mehr. Aber dieser Sinn ist uns recht.

Man sagt, es sei Frühling im Land.

Frühling?

Was ist das?

Wir spüren ihn nicht.

Oder wir spüren ihn doch, denn die Muskeln zucken unter den Röcken, und die Nasen wittern etwas in der Luft. Maiglöckchen und Veilchen sind für Weiber da. Unsere Nasen spüren Rauch. Und wir spitzen die Ohren und hören es läuten: Ebert geflohen! Noske verjagt! Die Marine und Erhardt in Berlin! Zu Ende der rote Spuk! Deutschland wird wieder deutsch, Mensch! Deutschland wird wieder deutsch!

Wir alle zu Berthold. Wir müssen ihn bei uns haben, ihn sehen, wenn wir glücklich sind.

Berthold! — Berthold!

Deutschland über alles! Wie das klingt, wenn es Frühling wird und wenn Soldaten ihn spüren und wissen, was Frühling ist!

Morgens marschieren wir weiter. Wir wissen nicht wohin, aber danach fragen wir nicht. O Deutschland, hoch in Ehren! Wie das klingt! Wir marschieren durch Deutschland, und Frühling ist's.

Gegen Mittag: Halt und in einen Güterzug hinein! Die roten Eisenbahner streiken. Aber Leutnant Kalb versteht sich auf den Schwindel, heizt eine Maschine an, und wir fahren!

In zwei Stunden sind wir an Harburg heran. Dort herrscht Spartakus. Das Gleis führt fast mitten durch die Stadt. Ob wir durchkämen, sei fraglich. Deshalb hält der Zug auf offener Strecke. Auf der Straße nach Hamburg treten wir an.

Plötzlich hat Berthold eine Meldung in der Hand. Wie er das anstellt, weiß keiner, aber wir sind bei Berthold an Wunder gewohnt.

Es heißt, in Harburg gehe es drunter und drüber. Die Roten hätten Waffen und Munition aus der Pionierkaserne in Händen. Der Jude Adler wiegle die Massen auf und habe den Bataillonskommandeur und die Offiziere gefangengesetzt.

Er wolle sich nicht in örtliche Angelegenheiten mischen, sagt Berthold und geht mit großen Schritten hin und her. Seine Reitpeitsche wippt gegen den Stiefelschaft. Die Harburger mögen ihren Brei selber zu Ende kochen und auch allein und für sich auslöffeln.

Nanu, denken wir. Anders herum schiene uns die Sache besser geschaukelt. Der Berthold füge sich wahrscheinlich der verdammten Politik. Man merke es ihm an, daß es ihm schwerfalle. Der Berthold sei uns zwar immer lieb, aber an der Politik solle er doch lieber nicht herumfummeln.

Aber da biegt auch schon der Berthold seine Gerte zu einem Kreis, und das ist ein Zeichen, daß er mit sich

im reinen ist. Ehrliche Kameraden in den Klauen von Aufrührern sitzen lassen? Kommt nicht in Frage! Politik hin, Politik her. Man ist kein Hundsfott.

Der Berthold befiehlt den Abmarsch. Er voran, wir hintennach. Die Füße auf das Pflaster, daß der Boden zittert. Das Maul auf, und ein Marschlied gegen die Fenster gestoßen, daß die Scheiben klirren.

Verkommene Gestalten füllen die Straßen. Die drohenden Fäuste fechten uns nicht an. Wenn aber einer von den Kerlen die Backen mit Speichel vollsammelt und sein Gesicht zu nahe an unsere Reihen schiebt, dann blassen wir ihm das Marschlied gegen die Laterne, daß ihm die Lichter flackern und er nach hinten taumelt.

In der Heimfelder Mittelschule beziehen wir Quartier. ‚Ist wie eine Falle hier', flüstert mir Karl zu, als das Tor hinter uns zuklappt.

Alle denken das gleiche, denn sie legen die Gewehre nicht ab, gehen durch die Gänge, durch die Zimmer, von Fenster zu Fenster. Wie eine Spinne hält uns die Stadt in ihrem Netz. Mietskasernen da und Mietskasernen dort. Kaum fünfzehn Schritte entfernt. Was drüben hinter den Gardinen steckt, weiß keiner. Aber es regt sich dahinter verdächtig, und wenn man nicht in den Geruch käme, ein Geisterseher oder ein Hasenfuß zu sein, dann sagte man, daß man es wie von Rohren habe blitzen sehen, und man fragte laut, wie man da wieder herauskäme, wenn es wahr wäre, was man so bei sich herumträgt.

Bloß nach einer einzigen Seite steht der Kasten nach

einem freien Feld. Es hat keinen Sinn zu bedenken, was einem das nütze ist, denn die Roten haben doch auch einige Grütze im Schädel, und außerdem sind ja auch gediente Soldaten unter ihnen, die sich darauf verstehen, einen solchen Ausweg abzuriegeln.

Plötzlich hören wir die Straße murmeln. Es sind nicht viel Menschen auf der Straße, und trotzdem murmelt sie. Sie tut es allein und für sich. Es ist unheimlich, wenn die Steine zu murren beginnen. Und dann wälzt es sich von allen Seiten heran, langsam, wie kalter Teer. Eine Mauer von Menschen schiebt es vor sich her. Aber es sind doch wieder keine Menschen mehr: Masse. Kalter Teer. Plötzlich sind die Steine heiß wie eine Herdplatte und kochen den Teer. Wenn ein Funke in die Masse springt, brennt sie. Wir wollen den Funken nicht, aber wir wissen, daß er kommen wird.

Einige Gestalten lösen sich aus der Masse und kommen auf unseren Posten zu. Wir sehen es deutlich, wie es in dem Posten zuckt, daß er das Gewehr fertigmachen will. Aber wahrscheinlich erinnert er sich an den Befehl, steht still und läßt die Kerle heran.

Sie seien von der Stadtverwaltung abgesandt, von den Pionieren und von der klassenbewußten Arbeiterschaft.

‚Horch nur! Klassenbewußte Arbeiterschaft! Wie das klingt!' spottet Karl zum Fenster hinunter, und der Zorn hämmert ihm in der Schläfe. Aber ich brauche zur Warnung die Hand nicht mehr auf Karls Gewehr zu legen, denn der Posten hat bereits das Tor geöffnet und die bunte Gesellschaft zu Berthold eingelassen.

‚Sind Sie der Kommandant?‘ fragt der Sprecher.

Er verdiente den Kolben in das wulstige Maul.

‚Sie wünschen?‘ fragt Berthold dagegen. Seine Augen sind nicht mehr die eines Knaben. Als kämen sie aus einer Schmiede und unter dem Hammer hervor, haken sie sich dem Kerl in die Lichter ein. Schmerzend läßt der sie sinken.

‚Was wollen Sie hier mit diesen Männern in unserer Stadt?‘ fragt der Bursche von unten her.

‚Ich habe nicht die Absicht, in die Harburger Verhältnisse einzugreifen‘, entgegnet der Hauptmann. ‚Wir sind auf dem Durchmarsch nach Zossen, wohin wir befohlen sind.‘

‚Wir verlangen Ihren Abzug! Sofort!‘ schreit der Bursche.

‚Wir werden abziehen.‘ — Der Hauptmann wippt mit dem rechten Bein im Knie, und das ist stets ein Zeichen, daß es mit seiner Geduld bald zu Ende ist. — ‚Ich bestehe lediglich auf der Wiederherstellung der Rechtszustände in der Pionierkaserne.‘

‚Das heißt?‘ fährt der Jude auf.

‚Das heißt, auf der Freilassung der gefangenen Offiziere.‘

‚Keine Bedingungen! Abzug!‘ — Die Stimme eines der Männer aus der Abordnung kippt über. Aber der Sprecher des Haufens löscht sie mit einer schmierigen Handbewegung aus. Mit einem Blick aus verkniffenen Augen sagt er: ‚Wir verbürgen uns für Ruhe und Ordnung.‘

‚Sie verbürgen sich?‘ zweifelt der Hauptmann.

‚Mein Wort!‘ sagt der Bursche.

Bemerkt der Hauptmann nicht, daß der Kerl dabei mit schiefer Schulter steht, als ob er alles an sich hinabgleiten ließe, was immer ihm auferlegt würde?

‚Auch in der Pionierkaserne?‘

Der Kerl windet sich, aber er sagt: ‚Überall!‘

‚Gut‘, sagt der Hauptmann und salutiert. Aber er hätte den Pakt nicht schließen sollen. Nein, er hätte es nicht tun sollen. Er hätte zuvor uns allen in die Gesichter sehen müssen. Dann wäre vielleicht alles anders gekommen, als es kam. So aber stehen wir da, haben unsere Sorgen; und unsere stummen Bitten gehen an dem Hauptmann vorbei. Er gab sein Wort, und er hat noch niemals ein Wort zurückgeholt. Das wissen wir.

Als die Abordnung wieder fort ist, tritt Karl vor den Hauptmann und meldet, daß die Schule vom Pöbel völlig eingeschlossen sei und daß es so aussehe, als würden Waffen gegen uns herbeigeschafft.

‚Na, und?‘ fragt der Hauptmann, da Karl nicht wegtritt, sondern vor ihm stehenbleibt.

Da wagt es Karl und bringt es über sich zu fragen, ob wir denn nichts dagegen tun sollten.

Der Berthold aber geht hoch. Er halte sich an die Abmachungen. Die Verhandlungen seien mit beiderseitigem Einvernehmen geschlossen worden. Er lehne eine jede Gewalt ab. Verstanden? Und: ‚Wegtreten!‘ Und er läßt uns stehen wie gescholtene Jungen.

Wir trollen uns mit hängenden Rüsseln davon. Ein jeder kramt an seinem Zeug herum. Keiner spricht ein Wort zum andern, aber wir machen trotzdem alle ein

und dasselbe. Es ist doch kein Verbrechen, und wir laden doch kein Unrecht gegen den Hauptmann auf uns, wenn wir alles für einen Befehl vorbereiten, der ja kommen muß. Wir machen uns bloß zum Gefecht fertig. Das ist alles. Bloß zum Gefecht. Und weiter nichts.

Draußen, auf der Straße kommt jetzt Bewegung in die Massen. Einzelne Männer tauchen aus dem Meer der Köpfe mit vollen Schultern und halbem Leib empor. Wir verstehen nicht, was sie brüllen. Wir sehen nur die schlagenden und ausgreifenden Bewegungen ihrer Arme und ihre geblähten Hälse.

Plötzlich dreht sich die Menge. Tanzt: Quadrille wie in einem vollgerammelten Dorfwirtshaus, wenn es nur mehr Geschiebe gibt. Manche zwängen sich vor, manche pressen sich zurück. Aber es ist kein Tanz, sondern ein Manöver, um unsere Gewehre zu verdecken. Denn vor uns steht plötzlich eine dichte Mauer von Weibern und Kindern, weit dahinter erst die Männer. Hinter dem Schutzschild der Kittel tragen sie Patronenkisten und Maschinengewehre herbei und bauen sie in Stellung. In den Fenstern der Nachbarhäuser rollen die Garbinen empor und geben die Läufe gerichteter Gewehre frei.

Der Hauptmann tritt ins Tor und gibt zu verstehen, daß er zur Menge sprechen wolle.

‚Abzug!' brüllt es ihm entgegen. Und: ‚Waffen abliefern!' — ‚Abzug!'

Dann ist es mit einem Schlag still. — Kein Laut regt sich.

Jetzt hören wir die Stimme unseres Hauptmanns

allein in die Menge gehen. Sie ist klar und fest. Wie wir es von ihr gewohnt sind. Sie ist unsere Stimme. Sie ist von jeher unsere Stimme gewesen.

Wir nehmen den Sinn seiner Worte nicht auf, denn wir halten die Gewehre an den Wangen. Wir müssen jetzt ganz und gar bei den Gewehren sein und nach der Menge sehen. Aber wir sind in seiner Stimme geborgen wie in einem Haus.

Plötzlich verstummt die Stimme. Es ist uns, als stürze unser Haus zusammen. Die Menge dort unten schreit doch bloß, weil sie unser Haus zusammenstürzen sieht.

Der kleine Rochlitz hängt nebenan im Fenster gerade über dem Tor der Schule. Er kann sehen, was dort unten geschieht.

‚Hauptmann!' brüllt er. — ‚Sie greifen den Hauptmann!'

Leutnant Philipp drischt auf die Fäuste, die den Hauptmann halten, haut ihn frei und reißt ihn gerade noch zurück und zum Tor herein, als die Hölle losbricht.

Der erste Schuß beißt den kleinen Rochlitz in den Hals. Kopfüber stürzt er zum Fenster hinaus und auf das Pflaster hinab.

Gegen die Mauern prasselt jetzt der Hagel. Die Fensterscheiben zerstieben. Auf unsere Schädel regnet es Glas.

‚Schießen! Schießen!'

Wir drücken die Wangen gegen die Gewehrkolben. Die Finger lauern auf dem Abzug.

Aber schieß einer in Weiber und Kinder hinein, wenn er kann! Verflucht noch einmal! Da kann keiner mit. Da kann doch keiner mit! Sie knallen uns wie Hasen zusammen. ‚Wir müssen eben auf die Weiber schießen! Schießt doch!' brüllt einer, aber er wagt selber keinen Schuß.

Da weinen die Kinder auf. Auch die Weiber kreischen. Die Angst erfaßt sie und jagt sie auseinander.

Da feuern wir.

Wenn das Gewehr spricht, ist das Herz ruhig. Das Gewehr hat eine starke und vertraute Stimme. Wie der Hauptmann: gut. Ja. Gut.

Wir schießen langsam, zielen sicher. Ein jeder Schuß soll ein Treffer sein. Muß ein Treffer sein.

‚Langsam feuern!'

Wozu noch eigens dieser Befehl? Wir tun das ohnehin. In jeder Minute ein einziger Schuß. Ist das auch noch zuviel?

Warum schweigen unsere Maschinengewehre? Sind denn die Schützen blind? ‚Sägt denen dort unten doch die Kisten auf den Barrikaden entzwei!' rufen wir.

‚Munition wird knapp', bekommen wir zur Antwort.

So? Munition wird knapp? Munition und Leben ist dasselbe. Dann adjüs, Lovise!

Quatsch! Alles: Quatsch! Maul halten!

Zurück! Zum Teufel! Zurück vom Fenster!

Die Roten trommeln gegen die Mauern, der Mörtel sprüht und spritzt, hüllt uns in Staub.

Brennt es? — Ein Dreck brennt!

Die Schüsse hämmern die Fensterstöcke aus den Mauerlöchern, werfen uns die Stöcke auf die Schädel.

Die Verwundeten in den Keller! Schnell! — Die Toten nicht! Laß die Toten liegen, du Affe!

Wasser! — Wasser, Mensch!

Das Wasser ist abgestellt. Von der Straße aus.

Die Schweine! Diese Schweine!

Unsere Gewehre verstummen. Eins nach dem andern.

Ob wir denn nicht wüßten, daß Leutnant Dütsch mit einer Bedeckung beim Transportzug zurückgeblieben sei, versucht es einer mit Trost. ‚Dütsch wird kommen! Verlaßt euch darauf!'

Ja, das ist ein Trost, und wir klammern uns daran, obgleich wir alle auch überzeugt sind, daß der Leutnant Dütsch es sicherlich längst auch schon versucht hat, zu uns durchzustoßen. Dütsch hat noch niemals einen Kameraden sitzen lassen. Auf Dütsch darf man schwören. Aber eben weil man auf Dütsch schwören darf, kann man es sich ausrechnen, daß er schon längst eingetroffen wäre, wenn ... Ja, wenn, wenn, wenn! Man könnte sich das ausrechnen, aber man rechnet nicht zu Ende. Man will doch noch eine Hoffnung behalten, besonders wenn die Gewehre stumm werden, eins nach dem andern.

Abends jedoch wird auch das Taschenspiel mit dieser Hoffnung ein Unsinn. Denn wenn der Hauptmann mit eigener Hand so schwere Worte auf eine Tafel schreibt und die Tafel dann durch ein Fenster schieben läßt, damit ein jeder von dort unten lesen kann, was der Hauptmann daraufgeschrieben hat, dann hat es auch keinen

Zweck mehr, die Patrone hinauszuknallen, die etwa noch im Lauf steckt.

‚Waffenstillstand zu Verhandlungen!'

So steht es auf der Tafel geschrieben. Aber die Roten knallen das Holz zu tausend Spänen.

Der Hauptmann lehnt in einem Winkel. Keiner von uns blickt hin, denn wir spüren, daß er jetzt mit sich allein sein und nicht gesehen werden will. Aber wir sind trotzdem alle bei ihm. Anders.

Es ist eine fremde Stimme, die dann aus seinem Winkel zu uns dringt:

‚Einen Fetzen vom Leib! — Weiße Fahne ausstecken!'

Wie? — Weiße Fahne? — Bei uns? — Gibt es das? — Ein paar von uns pusten noch, stehen ja noch. Ein paar von der Eisernen Schar. — Eiserne Schar? — Ja! Eisern! — Fetzen vom Leib? — Wer von uns kann dafür sein Hemd hergeben? — Wer von uns? — Eiserne Schar?

Wir drehen uns um. Sehen nach dem Hauptmann. Nach dem Gespenst dort im Winkel.

‚Hauptmann', stottert der Müller. Sagt nicht: Herr. Sagt nur: Hauptmann. Und das ist eine Bitte. Er will die Bitte zum Hauptmann hintragen. Denn sie läßt sich ja nicht sagen, diese Bitte. Nur hintragen. Und hingeben von Hand zu Hand. Deshalb steht der Müller auf, hebt sich aus der Deckung und tut einen Schritt. Aber da schlägt es ihn hin mit zerhacktem Schädel.

‚Befehl ausführen!' kommandiert der Hauptmann, und es ist wieder die Stimme, die wir kennen.

Und dann — ja — und dann — dann weht also der weiße Lappen beim Fenster hinaus.

Und dann stehen wir, Reste der Kompanien, in Reih und Glied auf den Gängen.

Ohne Waffen, streng nach dem Befehl.

Wir warten auf das Ende der Verhandlungen, die der Hauptmann mit dem schwarzen Juden als Abgesandten der Roten unten zu ebener Erde führt.

In den Zimmern verstreut liegen die Gewehre. Durch die zerschossenen Türen blitzen sie nach uns her. Wir wissen, was sie von uns wollen. O ja! Wir wissen es. Gewehre können reden, auch wenn sie schweigen. O ja! Wir verstehen sie. Aber wir dürfen nicht hinhören. Streng nach dem Befehl.

Dann kommt der Hauptmann langsam die Treppe herauf.

Und dann steht der Hauptmann vor uns.

Wie eine Leiche.

‚Kinder!' sagt er.

Wie sagt er? — Kinder? — Kinder, sagt er? — Das trifft uns ins Mark.

‚Wir haben heute vergebens gekämpft', sagt er.

‚Aber ich habe freien Abzug durchgesetzt', sagt er.

Und er sagt: ‚Ich erwarte von euch, daß ihr geschlossen und in tadelloser Ordnung den Heimweg nach Stade antretet.'

‚Dort werden wir uns wiedersehen', sagt er.

Und er sagt: ‚Auf Wiedersehen!'

Und er sagt noch einmal: ‚Auf Wiedersehen, Kinder!'

Langsam wendet er sich ab und geht der Treppe zu. Aber er hält noch einmal an und dreht den Kopf nach uns zurück.

Weint er? — Ist es wahr, daß er ... fünfundvierzig Luftsiege! ... weint?

Er winkt und geht.

Wir brechen aus den Reihen. Wir stürzen an die Fenster. Es heißt, der Berthold werde in dem Gasthof drüben, ‚Zur Rennbahn' leuchtet es vom Schild, bloß ein Protokoll über die Vereinbarungen unterschreiben. Bloß so einen Wisch! Und bloß unterschreiben! Sonst nichts! Aber dabei hätten sie ihm doch den Degen lassen können. Und die Menge brauchte nicht so zu brüllen, während der Berthold mit den anderen Offizieren durch die schmale Gasse geht, die sie ihnen freigibt.

Plötzlich sehen wir den Hauptmann nicht mehr. Wo er eben ging, schwingen Kolben hoch, sausen nieder. Dolche blitzen. Schüsse knallen. Dann liegt eine graue Masse auf dem Pflaster

‚Hauptmann!' schreien wir.

Sie reißen ihm die Orden ab. Den Rock vom Leib. Weiber zerren ihm den wunden Arm aus dem Gelenk.

‚Hauptmann!'

‚Hauptmann!'

Wir sind wie gefangene Tiere, wahnsinnig hinter Gittern.

Schuß!

Leutnant Philipp fällt mit dem Gesicht gegen das Pflaster.

Ein Kolben saust empor, jagt nieder.

Mit zertrümmertem Schädel sackt Leutnant Graßmann zusammen.

Leutnant Samuelsen wird an eine Laterne gezerrt. Strick um den Hals. Hoch! — Der Strick reißt. — Nochmals: hoch! — Hoch!

Wir bohren uns die Fäuste ins Gesicht, pressen uns Funken in die Augen, damit das Bild verbrenne, das wir sahen. Aber es brennt in uns weiter und verlischt nicht, auch wenn wir schluchzen. Doch wir schluchzen nicht! Selbst dann nicht, als man uns wie Schlachtvieh an der Leiche des Hauptmanns vorübertreibt. Dann erst recht nicht! Nein, dann erst recht nicht! — Haltung! — Der Hauptmann ist von uns Haltung gewohnt! — Haltung!

Wir zucken nicht, wenn sie da und dort einen Kameraden aus unseren Reihen greifen und wie ein Stück Vieh erschlagen.

Mögen sie greifen!

Den oder den!

Wahllos!

Wir zucken nicht!

Es trifft uns alle, ob so oder so!

Aber wir zucken nicht!

Auch Karl nicht, als es ihn trifft."

Der Graue keucht wie eine Lokomotive aus leckem Kessel. Seine Brust geht hoch und stoßweis.

„Ja", sagt er. „Und das ist nun alles. — Und jetzt wissen Sie es. — Und jetzt habe ich nichts mehr zu sagen."

Und er sagt: „Fertig. — Ja."

Mit dem Handrücken wischte sich der Graue den Schweiß von der Stirn. Von den Augen wagte er es nicht zu tun, der Frau wegen, der die Tränen erfroren waren. Sie sollte nicht glauben, daß er weine und daß er es somit leichter habe als sie, weil er eben weinen könne. Und sie sollte ihn darum nicht beneiden müssen.

Der Frau wegen sagte später der Graue noch, während er sich mühsam zu Ruhe und Gleichmut zwang, daß Karl sein Schicksal vorausgeahnt, ihm deshalb schon lange vor Harburg die Uhr anvertraut und die Bitte mit dem Helm aufgetragen habe.

Dann schwieg der Graue.

Und er dachte, daß jetzt das Letzte also überstanden und wie gut es sei, daß er nun wieder schweigen dürfe. Und der Graue wünschte sich aus diesem Zimmer, aus dem Hause, aus der Stadt und wieder auf den Schleichwegen zu sein, die aus diesem Lande durch die fremden Grenzwachen hindurch zurück nach Franken führten.

Er dachte: Franken. Und dachte: Heimat.

Plötzlich überfiel ihn das Heimweh. Seit fünf Jahren brach das totgeglaubte wieder schmerzhaft auf. Geschah es, weil mit Erfüllung der letzten Pflicht in diesem Hause der jahrealte Panzer der Pflichten plötzlich zerbrach und weil das befreite Ich endlich zu seinem Rechte gelangte? War er plötzlich und eben in diesem Augenblick aus dem Soldatentum entlassen worden? Durfte er jetzt wieder Bauer sein, Bauernsohn? Und war das Heimweh jetzt keine Schwäche mehr, sondern

Sehnsucht nach der Scholle und eines Bauern ehrsames Recht? Vielleicht. Gott gebe es, daß dem so sei!

Aber vielleicht verschanzte sich hinter diesem Namen bloß die Angst davor, das Ende dessen mitzuerleben, was in der Brust des alten Mannes dort vor sich ging.

Helge Karg lag wie von einer Faust in den Stuhl geworfen. Die Hände zuckten an den Lehnen. Sein Atem pfiff durch die blauen Lippen.

Stirbt er? — Nein. Er stirbt nicht. Er springt über den Schmerz. Springt darüber hinweg wie über eine Hürde. Kommt verwundet drüben an und näher dem Tod, das ist wahr. Doch er stirbt nicht an dem Schlag, dachte der Graue. Aber die Frau dort. Wer hilft dieser Frau?

„Warum?" stöhnte Helge Karg. Noch einmal: „Warum?" Dann sprang er empor, riß es wie Ketten mit den Fäusten von der Brust: „Sinnlos! — Sinnlos! — Wie Hochwasser! — Bloß Vernichtung! Sinnlos! — Nein, nicht sinnlos! — Verbrechen! An mir, an Mutter, an uns allen, an Gott! Verbrechen!"

Trunken im Toben taumelte er zu dem Grauen hin, warf sich über den Tisch, schob sein Gesicht nah an das des anderen und schrie hinein: „Es war längst alles zu Ende. Aus der Krieg. Aus. Euch war das Leben geschenkt. Von Gott. — Wozu dann das andere noch? Mord, Tod, weiter? Immer weiter? Wozu? — Ihr wolltet retten? Was? Wie? — Ihr konntet doch bloß nicht aufhören mit dem Morden. So war es doch bloß. Einfach so! Sehr einfach. — Ihr findet nachher bloß große Töne zur Entschuldigung. — Keine Gedanken an

zu Hause. An Vater. An Mutter. Keine Gedanken!" Helge Karg stemmte sich vom Tisch empor, schleppte sich zum Fenster und hieb die Faust auf den Riegel. Der Riegel brach ab.

Karl, dachte der Graue, Karl hatte öfter gesagt, er müsse den Vater betrügen, mit der Post und überhaupt. Nicht bloß wegen der Tschechen und wegen des neuen Staates. Er habe immer mit dem Vater kämpfen müssen. Und wenn der Vater wüßte, was Karl tue, das mit dem Freikorps und so, dann hätte er mit dem Vater auch noch um Deutschland kämpfen müssen. Und das wäre für ihn zuviel gewesen, hatte Karl gesagt. Ich konnte es niemals recht verstehen, was Karl damit meinte. Aber jetzt verstehe ich ihn. Und der Graue dachte: Der dort schlägt den toten Sohn, weil er starb. Oder liebte er ihn so sehr, daß er ihn jetzt schlagen muß? — Er schlägt auch mich und weiß es nicht. Wir beide halten still, Karl und ich. Aber von Deutschland soll er mir jetzt schweigen.

„Vaterland?" Als erriete er die Gedanken des Grauen, lachte Helge Karg auf und schlenderte den Riegel gegen den Boden. „Wir brauchen Frieden. Nichts als Frieden!" Er legte den Arm gegen das Fenster und preßte die Stirn darauf. Ein jeder Atemzug stieß einen weißen Nebel an die Scheibe, ein jeder Atemzug sog ihn wieder auf. Friede? Als sei das Wort bloß ein Hauch, der stets wieder zerrinnt, sooft das Wort auch gesprochen ward.

Hans starrte angstvoll nach dem Vater. Fast noch ein Knabe, wurde er über seine Angst nicht anders Herr

als durch einen körperlichen Schmerz. Schluchzend biß er die Zähne in die Faust.

Aber Kurt ging mitten in das Schweigen hinein, ging hin zum Tisch und nahm Karls Stahlhelm auf. Lange sah er in das matte Rund hinein. Dann hob er den Helm empor wie eine Schale. Er tat es im Traum. Oder wußte er, was er tat? Daß er den Helm sich auf den Kopf legte, daß er das Sturmband unter das Kinn schnallte? Wußte er, daß er sagte:

„Er paßt mir, Karls Helm!"

Der Vater wandte sich vom Fenster in die Stube zurück. Beim Anblick des Jungen wurden seine Augen weit, rot vor Entsetzen.

„Herunter den Helm!". Er zitterte und stöhnte wie ein verwundetes Tier. „Herunter den Helm!" Er warf sich auf den Sohn und schlug zu. Dumpf polternd rollte der Helm über den Boden.

Doch da geschah das Unsagbare, wovor der Mann gehorsam zurückwich, wovor der Schmerz von dem Schlag auf Kurts Gesicht versiegte, wovor der Graue sich neigte zu einem ehrfürchtigen Gruß:

Karls Mutter stand aus ihrer Starrheit auf. Sie bückte sich. Sie hob den Helm vom Boden und strich darüber hin, als wische sie ihn von allem frei, was immer an ihm hafte. Dann legte sie den Arm um Kurts Schulter.

„Komm, Junge."

Und sie sagte: „Den Helm nimm mit. Weil er doch paßt."

Doch nach wenigen Schritten blieb sie stehen, streckte

den Leib und atmete tief, gewaltsam. Als ob das Herz an Fäden an den Schultern hinge. Als ob sie es mit den Schultern höbe, damit es nicht einschlafe und stehenbleibe, sondern damit es weitergehe. Weiter. Weiter.

Dann sagte sie nicht: Es war nichts mit mir, es schien bloß so und es ist schon vorbei. Das sagte sie nicht.

Sondern sie sagte: „Er paßt dir, der Helm. — Gewiß. — Er paßt."

Und bevor sie dem Jungen nach und aus dem Zimmer ging, auf der Schwelle der Tür blieb sie stehen und sagte, unhörbar fast:

„Deutschland —"

Es war die Saat

Mitten in die Arbeit an einem neuen Roman, der an der Geschichte einer Familie das Schicksal von Deutschlands Osten zwischen Riga und Wien zu zeichnen wagt, brach der Krieg. Ich bearbeitete zur Zeit gerade die Episode der Baltikumkämpfe zu Ausgang des Weltkriegs, jenes ersten Schlags, der trotz dem Zusammenbruch gegen das verschlossene Tor im Osten geführt wurde. Wenige Wochen später, nach einem Feldzug ohnegleichen, flattert im Osten die Fahne des deutschen Siegs. Der Tod der Kämpfer von 1919 erhielt 1939 seine Weihe.

Die epische Gestaltung des Ostkampfes, die mit dem Roman „Alle Wasser Böhmens fließen nach Deutschland" in das Herzstück dieser Front einführte, findet in dem neuen, ebenfalls bei Hans von Hugo, Berlin, erschienenen Roman „Söhne am andern Ufer" stofflich-geschichtlich ihre Fortsetzung und soll später durch ein drittes Werk ihren Abschluß erhalten.

Da „Söhne am andern Ufer" zeitlich mit der Errichtung des Protektorats Böhmen endet, hatte es einen Reiz, das Baltikum-Kapitel des Romans für diese Sammlung als geschlossene Erzählung zu bearbeiten und ihm das Tagebuch anzuschließen, das ich von

einer Polenreise 1939 als Gast des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda heimbrachte. Dem Leser bereitet es vielleicht Freude, den Anfang jenes gewaltigen Zeitraums bereits gestaltet, der stimmungsmäßigen Skizze seines Abschlusses gegenübergestellt zu sehen, dem ersten Niederschlag einer Anregung, aus welcher sich einst das gestaltete Werk erst erheben soll.

Der Soldat und der Kämpfer aber versteht, daß es sehr nah dem Abschluß eines Waffengangs Augenblicke gibt, die es so haben wollen, daß man den Helm abnehme und mit gefalteten Händen auf die Erde niedersehe; denn Soldaten müssen immer wieder einmal in die Erde, also in die Vergangenheit blicken, um dann weiter in die Zukunft gehen zu können. Sie wissen auch, daß dieser Blick sogleich geschehen muß, sobald ihn das Herz verlangt.

Er sei auch mir erlaubt, indem ich vor diese Blätter schreibe:

„Den Kämpfern der deutschen Freikorps
nach dem Weltkrieg."

Tagebuch 1939

Straßen sind Spuren der Sehnsucht nach Ferne. Ich kann mich nicht satt sehen an den Augen deutscher Kinder, weil sie den Glanz wie von fernen Straßen in sich tragen. Wo im Osten die Straßen zu Ende gehn, ist Deutschlands Grenze. Wo ein jedes Wagenrad bis an die Nabe im Schlamm versinkt, wo kein Weg eine Last zu tragen und zu fördern bereit ist, wo kein Steig Dorf mit Dorf verbindet, sondern Fessel und Angel zwischen Hütte und Kate auslegt, dort sehen dich Kinder mit Augen müder Greise an. Es gibt keine Jugend, dort jenseits, im anderen Land.

„Bau Straßen, mein Junge", sagte ich, wenn mir der Junge lebte. „Baut Straßen!" müssen einst die Mädel meinen Enkeln sagen. Immer wieder: „Baut Straßen! Bis an die Grenzen heran! Grenzen sind Mauern, Straßen sind Bohrer durch die Mauern hindurch. Damit Deutschland nie mehr wieder zu eng werde, damit es sich weite vor euerer wachsenden Kraft und Zahl: baut Straßen, Jungen!"

Rechter Hand ein zerschossenes Haus, linker Hand ein zerdroschenes Dach. Eine ausgebrannte Fabrik. Hie und da der Trichter einer Granate im freien Feld. — Krieg.

Vor diesen Bildern versinken die zwanzig Jahre eines sogenannten Friedens.

Die Hand des greisen Dichters neben mir zeigt durch das Fenster unseres Abteils nach Süden hin. Vielleicht sieht er durch den Nebel und über die vielen Meilen bis nach Zamosz, Bilgoray, Komarow. Vielleicht weiß er auch, daß ich vor zwanzig Jahren dort als junger Soldat im Felde stand. Denn sonst spräche er es nicht zu mir: „Was ihr dort einst begannet, was Achtzehn bloß unterbrochen ward, das wird jetzt zu Ende gebracht: der deutsche Friede auf der alten Welt."

Sein Denkerkopf ist abgewandt. Ich sehe nur den Puls durch seine feinen Schläfen schlagen. Ich bin dem greisen Dichter für sein Wort dankbar wie ein Sohn. Ich möchte seinen Arm mit meiner Hand berühren. Er sollte es wissen, was wir Soldaten zwanzig Jahre lang mit uns herumtrugen, weil nicht zu Ende gebracht worden war, was wir damals begannen, und was es für uns bedeute, wenn einer, dem wir glauben, uns sagt, daß es endlich geschehe.

Aber ich lasse Berührung und Anrede sein. Soldaten sind dankbar wie Söhne. Schweigend. Ohne ein einziges Wort.

Es ist Abend in Zoppot. Wie vor einem Jahr stehe ich an der Bucht. Die Wellen kommen vom Meer her und schlagen unter mir an die Pfosten des Stegs. Atmend im gleichen Takt schwebe ich im Atem der See. Die Lichter von Gdingen blicken herüber wie damals.

Damals zeigte neben mir einer hinüber: „Von dorther kamen vor neunzehn Jahren die deutschen Fischer. Der Kahn und das Netz, zwei Betten, eine Uhr, ein wenig Hausrat für Küche und Herd war alles, was sie noch besaßen. Der Garten und das Haus blieben drüben." Und er sagte: „Vertrieben ist ein kurzes Wort. Dort drüben ist jetzt Fremde."

So war es damals, vor einem Jahr.

Heute stehe ich an der gleichen Stelle. Und denke: Sudetenland — Memel — Danzig. — Und Gdingen heißt jetzt Gotenhafen. — Und es ist erst ein Jahr seit damals vergangen.

Und der neben mir sagt heute: „Der Führer..." und verstummt. Es ist erst ein Jahr seit damals her.

Ein Fischerkahn zieht hinüber durch die Nacht. Er birgt das Netz, die Uhr, alten Hausrat für Küche und Herd. Drüben ist ein Garten und ein Haus.

„Der Führer..."

Nachts in Danzig. Ein junger Mann spricht von der Geschichte der Stadt. In das Atemholen zwischen Satz und Satz klingt die Glocke von Sankt Marien und löscht alle Sätze aus menschlichem Munde aus. Wer wagt es noch, seine Stimme zu erheben?

Der greise Dichter greift zum Glas. Seine Augen suchen Sankt Marien. Er grüßt des deutschen Geistes heiliges Reich. Und Danzigs Glocke schwingt und trägt die menschliche Stimme als die ihre zum Scheitel der Nacht.

Auf dem Berghang halten wir. Wo der Wald eben den Boden für Feldfrucht und Gras frei gibt, hatte sich ein polnisches Maschinengewehr eingenistet. Tausend Patronenhülsen liegen verstreut und klirren unter unseren Sohlen. Im Tal, jenseits der Straße, jenseits der Bahn liegt Ramel. Um diesen Ort und um die Höhen dahinter, die der Nebel kaum erkennen läßt, war der Kampf gegangen. Aus den schlichten Worten des Hauptmanns ersteht das bewegte Bild des Gefechtes: Angriff! Hinüber in einem einzigen Zug! Liegenbleiben! Vorwärts! Feind im Rücken? Trotzdem: vorwärts! — Kurze Worte. Dahingesprochen und vorbei. Schnell wie der Schritt zwischen Leben und Tod.

Bis dorthin sind es sechstausend Schritte oder mehr. Ein jeder von ihnen zwischen Leben und Tod. Und über den Tod hinaus zum Leben. Denn Sieg ist Leben. Auch für die Toten.

Dort fiel Major von Dietz. Aufrecht war er im Kampf von Mann zu Mann gegangen. Im ersten Feuer muß der Mann es erkennen lernen, wie wenig einem einzelnen das Leben gelten darf, wenn es um das Leben des Ganzen geht. Als der Feind wich, erreichte den Lehrer das Blei. Der ehemalige Diener trug den toten Herrn vom Plan. In das offene Grab sagte es der Diener: „Er starb daran, daß er sich niemals bücken konnte."

Für einen Augenblick brach die Sonne durch das Gewölk, den verspäteten Vogel im Wald zu mahnen, daß der Winter nahe und es Zeit sei für sein letztes Lied. Er gehorchte, grüßend die Unsterblichen.

Ein Riesenwerk mit Hebezeug und Kranen, Lagerhalden und Speichern, mit achtzig Gütergleisen ist Gdingen, der Hafen. Brocken von Hochhäusern, aus dem Kasten eines phantasielosen Amerikaners achtlos im weiten Feld verloren, sind der Alptraum von Gdingen der Stadt. Vor diesem Anblick versandet selbst das Meer, als trete es erschreckt vor den Betonfratzen dieser Häuser und vor den hunderttausend Menschen zurück, die imstande sind, hinter den hohlen Augen dieser Masken zu wohnen. Drei Bahnsteige mit bloß vier Gleisen, ein kaum fünfzehn Meter langes Schutzdach, von Betongalgen gegen den Regen erhoben, genügten zum Empfang der Fremden, welche die Gastlichkeit dieser Großstadt zu versuchen wagten. Eine einzige gepflegte Straße durchzieht den Ort. Trotz ihrer Jugend sind die Häuserzeilen zu beiden Seiten wie die löcherigen Kiefer eines Greises. Fast scheint es, als sei die Straße bloß der Feuermauern wegen gebaut, die sie an Stelle von Bäumen in je fünfzig Meter zeilen. Gegenüber dem Bahnhof ängstigt sich inmitten von Riesen ein Zwergenkirchlein, vor zehn Jahren in mißverstandenem Barock mitten zwischen die Betonkasten gepatzt. Sein Dasein sollte ein Märchen von Kultur und Tradition erzählen, aber sein Glöcklein klingelt blechern von einer Lüge. Es wage keiner, die Hauptstraße zu verlassen und den Weg abseits nach einem der ferner stehenden Hochhäuser zu nehmen! Im Herbst und im Frühling versänke er im Morast, im Sommer im Staub. Er erwarte den Winter, der die Wege mit barmherzigem Eise pflastert.

Einer von uns erinnert an die Vorstädte Prags. Aber er begeht damit ein Unrecht, denn über den baulichen Verirrungen des jüngsten Prags schwebt immer noch der Schimmer von einer alten kostbaren Perle inmitten her, den auch die abscheulichste Fassung nicht zu ertöten vermag. Hier in Gdingen, Polens Stolz, im gepriesenen Kleinod des frömmlerischesten Landes, hier aber ist Roheit ohne Spur jener Frömmigkeit, die nach Schönheit sucht, um Gottes willen, selbst im bescheidensten Werk. In Gdingens Hochhäusern hat sich die Gesinnungslosigkeit, bar eines jeden Quentchens eines wahren Hochstrebens, ein Selbstzeugnis erbaut, und im Kirchlein wurde die gotteslästerliche Geste eines Verbrechers zu Stein, der das Zeichen des Kreuzes schlägt, bevor er seine Untat begeht. Wer außer den Deutschen besäße den Mut und die Kraft, aus Gdingen, der unerträglichsten Stadt der Welt, ein Gotenhafen zu schaffen, würdig der Schönheit dieses neuen Namens?

Wir fliehen nach Danzig. Wir grüßen die Male von Anstand, Würde, Ehre wahren Menschentums in den ragenden Giebeln, die wie Fermaten über fest begründeten, erdverwurzelten Akkorden thronen. Wir grüßen die Wahrhaftigkeit im Antlitz der Häuser in der Frauengasse, die Gesinnung von Treue und Glauben an das gegebene Wort, welche die Steine zum Krantor formte.

Hier stehe ich, ich kann nicht anders! Faust und Schwurhand zugleich erhebt die Kirche von Sankt Marien, Bekennerin des Glaubens an Ehre und gottgewollten besseren Blutes besseres Recht. Wir stehen vor dem eisernen Ritter in Memlings Bild. Erst vor

dem Eisernen fühlen wir uns frei werden von dem Staub der Niederungen, aus denen wir kamen, von Gdingen frei.

In diesem Land begegnet man Gott auf Schritt und Tritt. Wo er durch lügnerische Gebete zu oft geschmäht wird, gibt er sich im Schweigen laut zu erkennen. Schweigend sei der Schweigende bedankt, daß er Schwert und Recht und Schönheit in unsere Barbarenhände legte, um diese Dreieinigkeit in seine Welt zu tragen.

Ich will, und die Schulter stemmt sich gegen den Träger, das Eisen knirscht im Sand. Ich will, und die Kette legt sich der Schiene um den Hals. Ich will, und der Träger schwebt empor, der Bolzen dringt in die Bohrung, die Mutter verbeißt sich im Gewinde. Ich will! Das ist viel, aber wie wenig ist es doch.

Wir! Wenn wir wollen, können wir in drei Wochen eine eiserne Brücke über die Weichsel schlagen, in vier Wochen schwere Züge hoch über die Fluten des Stromes führen.

Wir wollten bei Dirschau.

Wir schufen's bei Dirschau.

Wir können alles, was wir wollen. Wir! Und wir wollen viel, wir Deutschen. Denn einer ist wir, und wir sind der eine. Das ist alles: Wurzel und Frucht der Kraft.

Ein Abend in Graudenz. Arm und kahl ist der Saal. In einer Ecke, bescheiden unter den vielen, die uns empfangen: junge Kerle im feldgrauen Rock.

Einer von ihnen kommt auf mich zu, leuchtenden Auges: „Wissen Sie noch? Vor einem Jahr. Hitlerjugend. Sie sprachen vor uns in Königsberg."

„Ich weiß. Oh, ich weiß! — Doch wie? — Hauptmann schon? Das Eiserne Kreuz an der Brust! Wie kam's?"

„Es kam."

„Junge! — Wir sind so stolz. Auf euch! Und dankbar, wir alten Veteranen aus dem Großen Krieg. Dürfen wir euch das sagen? Oder ist das schon zuviel des Wort's — Mein Junge! — Prost, Kamerad!"

„Prost!" Und er läßt sein Glas gegen das meinige klingen und sagt, zögernd, aber er sagt es gern, sagt auch: „Kamerad!"

Wir können Brücken schlagen, wir Deutschen. Über Schluchten. Über Ströme. Über Generationen. Wir kennen kein Alter mehr. Bei uns marschiert immer bloß eine Jugend der anderen voran. Bei uns im jungen Deutschland.

„De Festung liggt en En'nlang affid von de Stadt Graudenz up en Auwer an den Strom, un ehre Muren un Wäll segen von butwennig ebenso trostlos ut, as all de annern; wenigstens in de Ogen von en Gefangen; ... äwer von inwennigtau kreg dat doch en anner Anseihn. Frilich wiren dor ok ringsüm luter Kasematten, äwer sei wiren sauber afputzt, un von buten leten sei recht schön, un denn gung dörch de ganze Festung 'ne Reih' Hüser entlang, so dat einer seihn kunn, dat hir ok anner Lüd' wahnen deden, as bloß Soldaten un Gefangen, un ok Alleen wiren dor von Linden un von Pöppeln; kort, de irste Anblick was nich slicht, as Adam säd, as hei Eva tau seihn kreg."

In einem Ehrengrab, von zwei Pappeln bewacht, ruht Courbière, der Kommandant, der 1807 seinem König gegen die Franzosen hier die Treue hielt.

In einem der düsteren Gewölbe saß einst ein deutscher Dichter gefangen, weil er es gewagt hatte, von einem einigen und freien Deutschland zu träumen und zu künden. Damit die Zeit nicht so grausam fühlbar wäre — dreißig Jahre Haft an Stelle des Todes sind keine Gnade, König! —, malt er Transparente für Hochzeiten. Rührt der Farbklecks auf der Diele noch von seinem Pinsel her? Hingen von diesen beiden Nägeln in der Decke die alten Hosen herab, in denen er aus gesparter Milch mit Flaschen Butter schlug? Schenkt die Sonne den spärlichen Lichtschein dort, oder ist es die Handschrift untilgbarer Herzensfröhlichkeit, in der Gnade eines qualenthobenen Augenblicks vor hundert Jahren an die Wand geschrieben? Wie oft hat nicht der Dichter sein Gesicht gegen das enge Geviert der dicken Stäbe vor den Fenstern dort gedrückt? Ahnte er, daß sein Traum einst Wirklichkeit werden würde? Sein Traum vom freien einigen Deutschland? Sah er voraus, was heute geschieht?

Scharen einer fremden Armee treten heute unter diesem Fenster an, gefangen wegen des Wagnisses, gegen das einige Deutschland die Waffe erhoben zu haben.

Das müßte man dir jetzt ins Grab hinein sagen, Fritz Reuter. Deiner Ruhe wegen.

Wir gehen an der Kolonne der Gefangenen vorbei. Die Leere in ihren Gesichtern — keine Leere des Augenblicks! Denn das Schicksal erst weniger Tage vermag die Runen der Vergangenheit in keinem Menschenantlitz wie billige Kreide von einer Tafel zu verwischen — die völlige Unbeschriebenheit, die Leere von Kind an, die in wachsenden Jahren zur Öde wird, die Nähe des Tieres in den Augen von Männern macht erschrecken. Ihre Blicke klagen an, vernichtend, woran man sie glauben ließ: Polen, den Staat. Schreit ihr schweigendes Elend nach England hin? Doch England ist eine Insel weit im Meer.

England lächelt: „Schlachtvieh! Tiere klagen. Niemals aber klagen Tiere an."

Was sind für England Klagen!

Doch hier ein Feldwebel, stramm die Haltung, kein Auge nach einem von uns gewendet. Und dort ein junger Student mit stolz erhobenem Kopf, der Blick in der Weite, wo die Wolken den ganzen Himmel für die Fahrt frei haben. Diesen beiden Männern strebt etwas wie Dankbarkeit entgegen dafür, daß sie, Menschen! in diesen Reihen stehen. Als ob ihr Da-Sein einem den Gedanken an die deutschen Toten dieses Krieges, der vor den aberhundert anderen Gefangenen qualvoll die Seele bedrängte, plötzlich wieder erträglicher machte. Als ob diese beiden allein den Krieg in unserem Gedächtnis erst wieder Krieg sein ließen, als ob sie die Ehre des Krieges retteten. Ich weiß es nicht, ob sie es fühlen, daß man sich vor einem besiegten Gegner auch verneigen kann, indem man reglos vor ihm steht. Man

ist versucht, ihm die Hand zu reichen, aber man unterläßt es aus Besorgnis, er könnte die dargebotene annehmen und damit das Bild des Stolzes trüben, das den Wunsch zur Anerkennung gebar.

Daneben eine Abteilung Volksdeutscher im Gewand des Feindes. Sie warten auf die Freilassung aus dem fremden Joch und auf Heimkehr. Manch ihrer Brüder fiel durch ein deutsches Geschoß, manch deutscher Junge starb durch eine Kugel aus ihrer Hand. Deutsche gegen Deutsche! So war es schon hundertfach seit tausend Jahren geschehen. So hätte es vor einem Jahr in Böhmen werden sollen. Deutsche gegen Deutsche! Geschah es hier in Polen zum letztenmal? — Wir denken an Elsaß und den Dom zu Straßburg aus deutscher Hand.

Und denken: Möge es nie mehr sein. Deutsche gegen Deutsche, oh, nimmermehr!

Konzentrationslager in Posen. Achthundert überwiesene Mörder. Der Lagerkommandant, ein junger Deutschposener, dessen Vater vor wenigen Tagen ermordet worden war, öffnet eine Zelle und zeigt auf einen der Kerle, die unter dem sauber gefärbelten Gewölbe in Reih und Glied angetreten sind: „Dieser Mann hat fünf Morde auf dem Gewissen."

In einer widerlichen Mischung von Prahlsucht und Feigheit wehrt der Kerl ab: „Vier, bitte! Nur vier!" Vier Morde gibt er zu, den fünften leugnet er. Auch ein Mörder hat seine Ehre: Mörderehre.

Vor diesen Kerlen fällt einen eine seltsame Verlegenheit an. Etwa wie vor den Menschenaffen in

einem Tiergarten. Das Menschentum schämt sich vor dem Auch-Menschen, wehrt sich gegen die Anerkennung des gleichen naturgeschichtlichen Klassennamens für sich und diese, empfindet von diesem Augenblick an das Leben nur mehr erträglich in der Gewißheit des Rechtes auf Strafe vom Leben zum Tod, zum Tod als Rettung der Ehre des Lebens. Es erscheint irrsinnig, diese Wesen, die als Tiere zu bezeichnen die Achtung vor dem Tier verbietet, eines Gerichtsverfahrens zu würdigen; irrsinnig, für sie eine Küche so sauber zu halten, ehrliche Menschen zu nötigen, für sie zu kochen, ihnen also zu dienen und das Brot mit ihnen zu teilen; wahnsinnig, die jungen Soldaten, bei deren Anblick die sorgenvollste Stunde sich sonnig erhellt, zum Opfer auch nur einer einzigen Minute ihres Lebens für die Bewachung dieser Verbrecher anzuhalten.

Was täte England in diesem Fall? Es berechnete den Geldaufwand für Essen und Bewachung je Tag, vervielfältigte diese Summe mit der Anzahl der voraussichtlichen Lebenstage der Gefangenen, hielte den Preis einer Infanteriepatrone dagegen – und schösse. So handelnd, handelte England nach englischem Recht. Täte aber Deutschland dasselbe, schrie England von Unrecht. Deutschland eröffnet ein Verfahren mit Protokollen, Verhören, Zeugen, Staatsanwalt, Verteidigung und Urteil. Deutschland hat den Mut zum deutschen Recht, das schwerer ist als ein jedes andere in der Welt, am schwersten für den Richtenden selbst, dafür aber

näher an der ewigen Weisheit. Was immer Deutschland tut, England schreit über Unrecht. England schreit, aber es stiftet und bezahlt den Mord.

Ich sah schon einmal die Qual in den Augen wegen ihres Deutschtums verfolgter Menschen. Ich habe die Last peinvoller Stunden in den eigenen Augen gefühlt, damals vor einem Jahr, im Sudetenkampf. Ich kenne das Antlitz von Leichen im Krieg Gefallener. Es ist seligen Glückes voll im Vergleich mit dem, was auf Stirn, Augen und Mund der Toten damals an Böhmens Grenze starrte. Was aber hier aus Menschenhand aufbrach, auf Menschen niederstieß, dafür suchte selbst der Begabte, der vor Zeiten den Namen der Hölle und das Bild ihrer Foltern erfand, vergeblich nach einem erschöpfenden Wort. Wir können, wir wollen es um der Erinnerung an den Kampf in Böhmen willen nicht glauben, daß dort der Gegner bei ein wenig mehr Zeit, bei Steigerung der Hitze des Ringens noch um ein Grad ebenfalls imstande gewesen wäre, die gleichen Greueltaten zu verüben, die sich der Pole zehntausendfach zum grausigen Spiel ersann. Möge es so sein, daß damals in Böhmen die in einigen hundert mißratenen und verkommenen Menschen erwachten mörderischen Triebe, als Ausnahmen, kein Zeugnis für die allgemeine seelische Veranlagung des Gegnervolkes abgäben! Wer wünschte nicht, daß dem so wäre! Hier in Polen aber klagen mehr als fünftausend bereits gefundene Leichen Volksdeutscher, klagt die Ungewißheit über das Schicksal weiterer fünfzigtausend Menschen, klagt nicht

mehr die Verirrung weniger Mißratener, sondern die entsetzlich enthüllte Regel an. Zahllose deutsche Dörfer sind von Männern leer geschlachtet, die Straßen vom Westen nach der Weichsel hin sind mit Gräbern ermordeter Frauen, Kinder und Greise wie mit Baumgruben für Alleen gezeilt. Nicht einzelne Verbrecher mordeten hier. Die grauenvolle Mahd ist zu groß. Hier mordete ein ganzes Volk!

So urteilt nicht der Haß, nicht die verständliche Empörung eines Deutschen über das vergossene Blut von Brüdern. Auch der Mensch entschlage sich des Urteils im Namen der Menschlichkeit, wo eine jede Kreatur verstummt vor der Sprache abgedrehter Gelenke, abgeschnittener Köpfe, ausgerissener Zungen, zertretener Brüste, ausgepickter Augen. Wer sagt, daß Steine redeten? Hier schreit es aus Brei menschlicher Leiber! Hier schreit die Tat zweier zwölf- und vierzehnjähriger Polenjungen, welche zwei sterbende Volksdeutsche mit zahllosen Spatenhieben in die Schädel mit unschuldsvoll kindlicher Hand „erledigten", dann den Leichen mit einer Spitzhacke die Goldzähne aus den Kiefern druschen, um sie endlich unschuldsvoll lächelnd gegen Süßwerk zu verkaufen. Schreit: Volk der Mörder! Schreit: Mördervolk!

Glaubt ihr das schier Unglaubliche nicht? Vergaßet ihr die Geschichte? Blutsonntag heißt schon einmal ein Tag in Thorn, Geschenk an das Deutschtum aus polnischer Hand. Wie wolltet ihr, Vergeßlichen aus Feigheit vor dem Gebot der Abwehr möglicher Wiederholungen, das noch Gräßlichere ertragen, das ich verschwieg?

Seht: Lichtbild, Protokoll, Geständnis! Glaubt ihr endlich? Hier ward ein Volk gemordet um seines Deutschtums willen! Hier griff ein anderes, das polnische Volk in das Füllhorn seiner Seele und ergriff den Mord, der seine Seele füllt.

Die Welt schweigt! Die Welt schweigt stets, wenn deutsches Blut mörderisch vergossen wird.

Einmal aber — bald! bis die wissende Seele von dem Geschauten nicht mehr gepeitscht wird wie ein Nachen über aufgewühlter See — einmal werden Deutschlands Dichter reden, und ihr Wort wird bestehen bleiben, über Jahrhunderte hinaus über Häuptern schweben: Über schuldigen Häuptern ein zerbrochener Stab!

In Danzigs Bucht liegen Schiffe vor Anker. „Die Baltenflotte kehrt heim", sagt man in Danzig. Diese Worte dürfen sich den Glanz der Glocken von Sankt Marien leihen, denn in Danzig weiß man, was Heimkehr ist. Man weiß es an der Saar, im Sudetenland, in Österreich, im Memelland, man ahnt es im Herzen des großen Reichs. Danzigs Heimkehrglocke schwingt überall, läutet, kündet, singt zu allen Deutschen in der Welt: Kehrt heim!

In den Ostwind hängt die Fahnen!

Oft hast du dieses Lied gesungen, Junge, öfter noch stumm nach Osten geschaut. Straßen sind Bohrer an den Grenzen! Das Volk ohne Raum hat endlich Raum! Raum im Osten. Bau Straßen, Junge! Aus aller Welt

werden die Deutschen über deine Straßen in den freien Raum einziehen, ins neue Land und trotzdem ins größere Deutschland heim.

Dankeswort?

Deutschlands Größter will es nicht. Hängt, Heimkehrer all, die Herzen in die Glocke von Sankt Marien, laßt sie den Herzschlag über das ganze weite Reich nach Westen tragen und die Soldaten grüßen, die im Westen vor Deutschlands neuem Osten stehen.

Grüßt die Soldaten!

Dann grüßt ihr auch den einen, der stets unter ihnen ist.

Brief an einen Freund

als Nachwort

Manchen Menschen begegnet man oft im Leben, man bleibt mit ihnen auf der Straße stehen oder man sitzt neben ihnen stundenlang, von Höflichkeit und Hoffnung auf einen nochmaligen letzten Versuch gefesselt, manchmal sogar bis tief in die Nacht; und wenn sie einen endlich verlassen haben, fühlt man, daß kein Teil von ihnen geblieben ist, wie auch kein Teil des eigenen Ichs sie begleitet. Man fürchtet dann die nächste Begegnung in der Gewißheit, daß die Verlegenheit nur der Ausdruck sein werde für den inneren Kampf gegen die konventionelle Unwahrheit, der man notgedrungen doch stets unterliegt.

Manchmal aber steht ein guter Stern über einer kurzen Minute, über dem Augenblick eines Händedrucks, über wenigen Worten, die sich scheinbar nur in Begrüßung und Abschied erschöpfen. Und doch fühlt man, während man von dannen geht, daß man unsichtbar begleitet wird von einem, neben dem man aufrechter ist als ehedem, dessen unhörbarer Schritt den eigenen Fuß zum Gleichschritt zwingt, und man ertappt sich da bei dem Gedanken an die Weise vom „guten Kameraden".

So geschah es uns beiden, als wir lediglich der Uniform wegen — Du wegen des Brauns der SA., ich wegen des Graus des sudetendeutschen Freikorps — beim großdeutschen Dichtertreffen in Weimar auserkoren worden waren, den Kranz vor Goethe und Schiller im Namen der Dichter niederzulegen.

Die Schuld, daß der Wunsch nach einem baldigen Wiedersehen unerfüllt blieb, lag auf meiner Seite. Der Kampfzeit wegen hatte mich die Nachricht, daß ich ein Referat an dem Dichtertreffen halten solle, nicht nur verspätet erreicht, sondern das gestellte Thema war zwei Tage zuvor auch noch geändert worden. Das erstemal in meinem Leben verspürte ich also etwas wie Lampenfieber, lief inmitten der sich überstürzenden Gedanken wie in einem Irrgarten und vergeblich nach dem Ausgang zur Klarheit suchend umher. Nachher aber — Du verzeihst diesen Scherz — als der Hahn über das gefundene, wohlgeratene Ei hätte krähen dürfen, sank ihm der Kopf unter den Flügel. Während Ihr im „Weißen Schwan" auf dem Frauenplan die Nächte in Tage verzaubern konntet, lag ich abgrundtief in der Summe versagter Nächte der Kampfzeit in Böhmen, von dem Versäumten übermannt, Wegzehrung hamsternd für die bevorstehende weite Fahrt durch das neue und doch so alte Vaterland. Ein Weg von mehr als viertausend Kilometern innerhalb zweier Monate, von der Nordsee den Rhein hinauf bis Köln, durch Franken bis Braunschweig, kreuz und quer durch Ostpreußen bis Tilsit, von Danzig nach Berlin, und in dieser Zeit sechsunddreißigmal am Vor-

tragstisch und immer vor gastlichen Menschen stehen, die ein Recht darauf haben, das Beste und Letzte zu fordern — das strengt an; weniger deswegen, weil man auf Befehl und zu vorgeschriebenen Zeiten aus seiner inneren Truhe unaufhörlich verschenken soll, sondern vielmehr, weil dieses Deutschland und seine Menschen einen so reich beschenken, daß man fast zusammenbricht unter der Last des Glücks.

Vergaß ich Dich? Tat ich Unrecht, daß ich grußlos aus Weimar von Dir ging und Dir nicht dankte für das unausgesprochene, weil ehrlichste Geschenk Deiner Freundschaft? Als ich während der Weihnachtsrast das Jahr überdachte, sandte ich Dir einen guten Gedanken. Und das war doch wohl mehr als ein Wort.

Und nun, auf meiner Vortragsreise durch Schwaben, das seit dem 9. Mai 1938*) die Heimat meiner Dankbarkeit geworden ist, erreicht mich Dein Brief mit der Frage nach Heim und Herkunft, die mich abermals beglückt, weil ich Deinen Wunsch fühle, das Vergangene nur deshalb zu erfahren, um in der Zukunft der beste Kamerad sein zu können.

Deiner Vermutung, daß der Roman „Alle Wasser Böhmens fließen nach Deutschland" die Beschreibung meines eigenen Lebens ist, darf ich Dir gegenüber recht geben. Denn Du weißt ja, daß eine wohlmeinende Kritik leicht übertreibt und daß — wenn sie mit der Behauptung, „dieser Roman sei das Heldenlied eines deutschen Volksstammes", die Wahrheit spräche —

*) Der Dichter erhielt den volksdeutschen Schrifttumspreis der Stadt Stuttgart.

das Verdienst einer Gnade und nicht dem Autor zuzuschreiben sei. Ich glaube nämlich, daß die Schöpferkraft eines Mannes nichts anderes ist als die in einem einzelnen bis zur explosiven Ladung verdichtete Sehnsucht seiner Ahnen, der Altvorderen Gedanken und Ringen und Kampf mit Gott und Welt. Oder: Ballung der heiligen Träume des Blutes, der Träume, die in unrastvollem Streben nach Verwirklichung in Sang und Sage unter Tausenden von Söhnen vergeblich nach dem Mittler suchen, ehe sie einen finden, der nicht bloß bewußter Träger, sondern auch ihr Künder zu sein vermag. Und ich glaube, daß es dann nicht Verdienst, sondern Pflicht des zum Künder Begnadeten ist, sich um die höchste Kunstfertigkeit der Hand zu bemühen, ehe er sie an Guß und Bau zu legen wagen darf.

Viel deutscher Stämme Blut bestimmt nun meine Arbeit. Aus Bayern kommt die Vatersseite her. Doch stärker, bestimmender wirkt das Mütterliche in mir, das Schlesische und das Thüringisch-Schwäbische zu gleichen Teilen. Alle wuchsen sie auf Bauernboden, auch die Soldaten in der Reihe der Ahnen kommen vom Acker her. Hätte es in Böhmen einen Schwäbischen Raum gegeben, dann hätte ich dort meinen Wohnsitz aufgeschlagen. So aber ankerte mein Kahn im schlesischen Land — daß ich mein Haus mit dreihundertjährigem bäuerlichen Ahnenhausrat füllte und nicht mit den Dutzendmöbeln aus den Läden der Stadt, geschah wohl auch unter einem tiefen Gebot. Wenn die Abendsonne den Widerschein der bunten Kasten und

Truhen auf die glatten Wände der Zimmer malt, dann, in dem Klang der Farben, in der leuchtenden Gegenwart vergangener Geschlechter atme ich so wie einer, der sich zu Hause weiß. Vielleicht habe ich in meinem Haus mir auch bloß ein Stückchen Deutschland zu bauen versucht, damals in der Zeit unter dem fremden Joch. Seltsam, daß auch meine Kinder sich immer unter diesen Hausrat verkriechen, wenn sie von einer besinnlichen Stunde gerufen werden. Dort, an einer Fensterbank, unter dem Lampenrad mit den uralten Holzfiguren, wartet auch allabendlich meine Frau, daß ich ihr die Ernte des Tages brächte, um die ich mich oben unter dem Dach in der Abgeschlossenheit einer rings mit Büchern umgebenen Kammer gemüht hatte. Vor dem Ohr dieser Frau glänzt dann alles Gute und Richtige in einem guten Licht, während alles Falsche und Gekünstelte sich plötzlich beim lauten Lesen nicht mehr über die Lippen wagt. Dann springe ich auf und versuche, während ich mit weiten Schritten durch die Stube gehe, das Unrechte zu verteidigen. Und ich tue das so lange, bis unter den ernsten Blicken dieser Frau meine Verteidigungen von selber unmerklich zu Anklagen werden und bis ich aus der Stube zurück in meine Kammer und zu Messer und Feile stürme, von den segnenden Augen dieser Frau begleitet.

Während der Arbeit an einem neuen Buche lese ich kaum. In der Zeit der Ruhe, unmittelbar nach Abschluß der Korrekturen, verschlinge ich, was ich nur als lesens- oder wissenswert vorgemerkt hatte, dann aber, in der Zeit des Werdens eines neuen eigenen Werkes, befällt

mich eine unsagbare Unrast. Die Furcht, den Meinen zur Last zu werden, treibt mich ins Land hinaus, durch Wald und Feld, über Stock und Stein. Ich sehe nichts und sehe doch alles, was um mich ist, während mich unsichtbare Gestalten des neuen Stoffes verfolgen. Plötzlich treibt es mich wieder heim an den Schreibtisch. Aber eine unerklärliche Scheu, wahrscheinlich vor der vorzeitigen Ernte von Ungereiftem, hält den Griff nach der Feder zurück. In diesen Zeiten kann ich stundenlang am Klavier phantasieren. Endlich greife ich zum Pinsel und male irgendein Bild, gleichsam die Kulisse zum künftigen Werk. Und mit dem Bilde reift der dichterische Stoff, so daß der Austausch des Pinsels gegen die Feder dann unmerklich geschieht.

Das hört sich nun freilich alles so an, als ob das Leben eines Autors romantisch verliefe, also nach Ansicht der Bürgerlichen-Allzubürgerlichen auf einem Stern außerhalb der Welt. Doch Dir brauche ich die vielen Sorgen um Brot und Kleid und Dach nicht zu schildern. Unsereiner spricht, wenn er es schon tut, nur von den Dingen, die er zu all den bürgerlichen noch dazuträgt und die ihm eben wichtiger erscheinen als Brot und Kleid und Dach. Heimat, Vaterland, Volk! Darum geht es zu guter und aller Letzt. Wenigstens bei uns, bei denen, die wir schon im Großen Krieg Soldaten gewesen sind und auch jetzt den Soldaten des jungen Deutschlands abermals nichts als Kameraden sein wollen.

Kämpfertum ist aber nicht gleichbedeutend mit Lärmhaftigkeit. Das größte Heldentum wohnt oft abseits

der lauten Straße in der Stille. Man muß es bloß zu finden verstehen. Und so zeige ich denn in meinem Buch, das den leisen Titel „Kathrein" trägt, zwei Helden der Pflicht im Alltag, zwei der Millionen Unbekannten und Unerkannten, die nur mit ihrer Treue und der Kraft ihres Glaubens den Morgen des Volkes herbeirufen durften. Ich schrieb das Buch mit zartester Feder. Aus dem Glanz der bäuerlichen Stube daheim nahm ich die Farben. Ich las aus der Handschrift vor Ostpreußens Jugend. Der Widerhall, den ich fand, straft den Nörgler lügen, der da prophezeite, unsere Jugend hätte kein Organ für so stille „reine" Kunst. Wer Deutschlands neue Jugend bloß mit dem Maß der eigenen längst entschwundenen Kinderzeit mißt, weiß nicht, welch beschämendes Selbstbekenntnis sein Urteil verrät. Und wenn ein Buchvertreter behauptet, daß der Buchhandel einen Novellenband von vornherein und vor seinem Erscheinen mit der Vermutung ablehne, daß „die beiden Novellen nur ein Abfallprodukt" seien, so ist das die Verallgemeinerung eines Unverstandes auf einen Stand, den ich zutiefst kennen und schätzen gelernt habe, in dem sich viele meiner besten Freunde und Berater finden, denen ich viel zu danken habe. Wie oft geschah es mir, daß mich ein Buchhändler in einen stillen Winkel seines Ladens führte und mir ein unbekanntes Buch mit den Worten „Ich habe etwas für Sie" in die Hand drückte. Der Titel des Angebotenen reizte nicht, die ersten Zeilen sprachen mich nicht an. Ich kaufte das Buch lediglich von der rührenden Freude des Mannes überwältigt, die aus den Wor-

ten sprach: „Ich habe etwas für Sie!" Klingt das nicht etwa so, als wollte der Mann sagen: „Als ich dieses Buch las, erinnerte ich mich plötzlich an Sie. An Sie allein. Und ich wollte Ihnen das Buch, das Ihnen eine Freude sein müßte, schenken, wenn ..." Wie oft beschenkte mich so ein Mann, auch wenn er mir das Buch nur verkaufen konnte. Muß ich da nicht den Ausspruch des Buchvertreters als Lüge und Beleidigung von Freunden zurückweisen? Muß ich nicht vielmehr wünschen, mir gelängen nur Bücher, die für würdig befunden würden, von wohlwollenden Menschen anderen mit den Worten in die Hand gedrückt zu werden: „Ich habe etwas für Sie"?

Vor vielen Jahren wurde ich mit diesen Worten an das Werk von Wilhelm Raabe geführt. An diesem großen Deutschen erlebte ich nach Adalbert Stifter zum andern Male das Wunder der Epik. Während aber Stifter weite Bogen wölbt, so baut Raabe steile Dome in die Wolken. Nicht unter Kuppeln wie bei Stifter ruhen seine breiten Fundamente, sondern von geschnitztem Fachwerk werden gigantische Giebeldächer getragen. Stifter stand mir zu nahe, er war mir zu gewaltig, als daß ich ihn ermäße. An dem ferneren, an Raabe, wagte ich mich in die Lehre, um an seiner Größe beinahe zu zerschellen. Zu Stifter floh ich zurück, um auf halbem Wege zu bleiben, wissend, daß im Schatten beider Berge, tief im Tal mein Dasein sich bescheiden muß. Raabe war gütig. Ich wage es deshalb, ihn mit meinem neuen Buch aus meinem Tal zu grüßen.

Du weißt also jetzt alles von mir, mein Freund, wie ich von Dir. Wie gute Ärzte werden wir also in Kenntnis der Lebensgeschichten einander niemals falsche Heilkräuter reichen, falls einem von uns das Schicksal eine Wunde schlüge. Ob wir uns wiedersehen werden? Die Antwort ist gleichgültig; denn wir werden, auch von Fernen getrennt, doch Schulter an Schulter an unser Ende gehen.

Friedrich Bodenreuth.

Inhalt

Es schien das Ende 3

Es war die Saat 49

Tagebuch 1939 51

Brief an einen Freund 67

FRIEDRICH BODENREUTH

Söhne am anderen Ufer

Roman. Leinen RM. 7.—
21.—33. Tausend

Auch mit diesem Roman erfüllt Friedrich Bodenreuth Hans Grimms Forderung an den deutschen Schriftsteller, mit Ernst und Wahrhaftigkeit von dem zu reden, was in seiner Dringlichkeit das ganze Volk angehe. Wieder hat Bodenreuth sein Thema aufgegriffen: den volksdeutschen Kampf im Sudetenland. Doch hat er es zeitlich wie räumlich erweitert, indem er die furchtbare Tragödie des Deutschtums im ganzen Osten mit in den Roman einbezog. Er schildert in packender Handlung und zeitnaher leidenschaftlicher Sprache den heroischen Opfergang einer sudetendeutschen Familie, die, alles Leid der Knechtung, alle Schmach der Entrechtung auskostend, die neue Zeit mit heraufführen hilft. Man wird diesen Roman vielleicht einmal mit zu den Dokumenten zählen, deren enthüllender Kraft man den erschütterndsten Einblick in die Hintergründe des geschichtlichen Geschehens verdankt.

Hannoverscher Anzeiger

FRIEDRICH BODENREUTH

Alle Wasser Böhmens fließen nach Deutschland

Roman. Leinen RM. 6.50
200.—210. Tausend

Wenn in der Fülle der Romane, die volksdeutsches Geschehen und volksdeutschen Kampf zum Gegenstand der Handlung haben, ein neues Buch noch zu fesseln, ja mehr als das, einen tiefen und bleibenden Eindruck zu wecken vermag, dann bedarf es keiner lobpreisenden Rechtfertigung mehr.

Münchner Neueste Nachrichten

Hans von Hugo Verlag / Berlin

Der Weg in die Freiheit

Eine Sonderauswahl aus Reclams Universal-Bibliothek

Das Diktat von Versailles und seine Auswirkungen. Von Dr. Hermann Gackenholz. Nr. 7284

Um Rhein, Ruhr und Saar. Ein Abwehrkampf 1918 bis 1935. Von Prof. Dr. Friedrich Grimm. Nr. 7385

Der Kampf um die Saar. Von Dr. Adolf Müller. Mit vier Karten. Nr. 7247

Vom Entwaffnungsdiktat zur allgemeinen Wehrpflicht. Von Freiherrn Ludwig Rüdt v. Collenberg. Nr. 7315

Die deutsche Wehrmacht. Von Hauptmann Heinz Schmidtke. Nr. 7396

Die Rede des Führers Adolf Hitler am 30. Januar 1934 im Deutschen Reichstag nebst dem Gesetz über den Neuaufbau des Deutschen Reiches und der Begründung von Reichsminister Dr. Wilhelm Frick. Nr. 7250

Wie der Führer Österreich heimbrachte. Die historischen Tage vom 12. März bis zum 10. April 1938. Von Alfred Detig. Nr. 7412

Sudetenland und das deutsche Prag. Eine Wanderung durch Landschaft, Kultur und Geschichte. Von Gottfried Rothacker. Nr. 7432

An Warthe und Weichsel. Deutsches Schicksal in Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Gerhard Sappok. Nr. 7465

Die deutschen Kolonien einst und jetzt. Von Dr. Ernst Gerhard Jacob. Mit Kartenskizzen und zahlreichen Tabellen. Nr. 7398

Näheres über Einbände und Preise ist aus dem neuesten Verzeichnis von Reclams Universal-Bibliothek ersichtlich, das jede Buchhandlung oder der Verlag kostenlos liefert.

Heimgekehrte Grenzlande im Südosten

Ostmark, Sudetengau, Reichsprotektorat Böhmen und Mähren. Ein Handbuch von Adolf Helbok und Emil Lehmann. Mit 80 Bildern auf Kunstdrucktafeln, 20 Zeichnungen im Text und einer mehrfarbigen Karte. In Leinen RM. 5.50. / Neben der landschafts- und kulturkundlichen Darstellung der heimgekehrten Gebiete enthält das Werk in seinem Lexikonteil eine Fülle des Materials neuesten Datums, wie sie kein anderes Buch aufzuweisen hat. Es erschien im Rahmen des großen „Deutschland"-Werkes und wird wie der bekannte Band von Dr. Hans Pflug unzählige Freunde finden.

Heimkehr ins Reich

Großdeutsche Dichtung aus Ostmark und Sudetenland 1866—1938. Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Heinz Kindermann. In Leinen RM. 5.50. / Dieser Sammelband der ostdeutschen und sudetendeutschen Dichtung liefert in einer Fülle erlebnistiefer Gedichte den dokumentarischen Beweis, daß das Gefühl der Zugehörigkeit zum Reich in Ostmark und Sudetenland seit den Tagen des Anastasius Grün und Robert Hamerling bis in die jüngste Gegenwart hinein allzeit lebendig geblieben ist.

Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig

Von Krieg zu Krieg

Vier Bändchen aus Reclams Universal-Bibliothek

A. v. Wegerer: Wie es zum Großen Kriege kam

Vorgeschichte des Weltkrieges. (Nr. 7101.) / „Völlig unparteiisch entwickelt der Verfasser die Ereignisse, die sich aus der gegensätzlichen Gruppierung der europäischen Großstaaten entwickelten und ihre Entspannung schließlich im Ausbruch des Weltkrieges suchten." (Wehr und Waffen, Berlin)

K. L. v. Oertzen: Der Große Krieg 1914 bis 1918

Eine kurze Übersicht der militärischen Ereignisse. Mit 7 Karten. (Nr. 7077.) / „Ein Meisterwerk. Das Buch stellt etwas in der Militärliteratur Einzigdastehendes dar, denn auf dem engen Raum von siebzig Seiten zieht das ganze gewaltige Geschehen mit geradezu bewundernswerter Deutlichkeit am Leser vorüber." (Zeitschr. f. Heereskunde, Berlin)

Werner Beumelburg: Von 1914 bis 1939

Sinn und Erfüllung des Weltkrieges. (Nr. 7441.) / In heißem Bekenntnis deutet der Frontsoldat Beumelburg den Sinn des großen Geschehens, das vom Weltkrieg bis zur neuen Bewährung Deutschlands im Kampf gegen England führt.

W. Ziegler: Wie kam es zum Kriege 1939?

(Nr. 7440.) / Die erste gründliche und zuverlässige Darstellung der Vorgeschichte des europäischen Konfliktes, eindringlich und packend gestaltet von einem Meister der politischen Geschichtsschreibung.